Die Beiden Grasel

Eduard Breier



Einleitung.

Erstes Kapitel.

Frau Storch.

Wenn der Herr das Jahr segnet und der Landmann die reiche Ernte in Garben bindet, da bleibt wohl manche Aehre unbeachtet auf dem Boden liegen, entweder weil der Ueberfluß die Menschen weniger wirthsam macht, oder aber weil man aus Barmherzigkeit der Armuth gedenkt, welcher diese Nachlese zu Gute kommt; wie nun der Landmann, so auch sammeln der Chronist und der Geschichtschreiber die Früchte der Zeit, und wenn die Ernte eine ergiebige ist, das heißt, wenn die Zeit eine reich bewegte, oder gar eine stürmische war, dann lassen auch sie manche Aehre unbeachtet auf dem Boden liegen, vielleicht weil sie ihrer Aufmerksamkeit entging, vielleicht auch weil sie ihnen weniger inhaltreich erschien. Nach ihnen, bald früher, bald später, findet sich der Romanschreiber ein, und hält auf den Feldern, wo es so toll und voll herging, seine Nachlese; er findet manches Körnlein, manche volle und manche halbblinde Aehre — er sammelt Alles sorgfältig und mühselig, und was ihm zur vollen Garbe abgeht, das ersetzt er durch frische Blumen, durch duftiges Grün — bei ihm ergänzt die Phantasie, wo die Geschichte Lücken gelassen, er sammelt den Ueberfluß des Chronisten und macht die Nachlese zu einer zweiten Ernte, zu einem leichten, leckern Nachtisch, wenn man sich an der vollen Tafel bereits gesättiget hat.

Zu den solcher Weise auf dem Felde liegen gebliebenen Aehren gehören auch die Begebenheiten, die wir den n in den nachfolgenden Blättern schildern; für dergleichen lein hat nicht einmal eine Stadt-Chronik, viel weniger ;andesgeschichte Raum genug. Das Geschehniß verschwin- und wird um so leichter vergessen, je höher gerade der enstrom ging und je mächtiger und reichhaltiger die Bege-)eiten rauschten, die er dahertrieb, und mit denen die Zeit- ossen über und über beschäftigt waren.

Da wir nun in Bezug auf unsere Mittheilung weder der Geschichte noch aus der Chronik schöpfen konnten, waren wir blos auf die mündliche Tradition angewiesen; : kön..ten als Gewähr und Bürgen für die Wahrhaftigkeit sen, was wir erzählen, viele noch lebende Personen nennen, :nn man ein solches Ansinnen an uns stellen würde.

Jene Frau, auf die wir uns im Vorspiel des Buches be- ısen, und welche eine Hauptperson der einleitenden Gescheh- .sse bildet, lebt freilich nicht mehr; allein noch vor wenigen ahren kannten wir persönlich einen alten Wiener, der mit ihr ielfach verkehrte und die Erzählung ihres Abenteuers aus hrem eigenen Munde vernahm. Ja noch mehr, diese Frau var namentlich in der vornehmen, in der höheren Wiener Welt :ine so bekannte Person, daß gewiß noch jetzt alte Leute in Wien leben, die — wenn sie unsere Dame vielleicht auch nicht persönlich gekannt haben, sich doch erinnern werden, deren Namen im Elternhause gar oft gehört zu haben.

Frau Storch hieß sie.

Durch eine langjährige Thätigkeit war diese Frau in der angenehmen Lage, von sich sagen zu können, daß in Wien wenig junge Fürsten, Grafen und Bankiers lebten, die ohne ihre Mithilfe das Licht der theresianischen und josefinischen Welt erblickt hätten. Sie erzählte mit sichtbarer Selbstzufriedenheit, welch' schwarzes Haar dieser oder jener Freiherr mit auf die Welt gebracht, wie jene gräfliche Gnaden schier halbtodt geboren wurde, und wie diese fürstliche Durchlaucht gar jämmerlich im ersten Bade gezappelt und geschrien hat.

Wenn Madame Storch in den vornehmen Familien, wo sie als Wehmutter akkreditirt war, einer althergebrachten Siite gemäß, allmonatlich ihre Visitte machte, dann erschien sie in schwer seidener Robe von gestreiftem Gros-de-Tours, das Haar gepudert, die Haube à la Vigano — die Taglioni jener Zeit — geschnitten, in der Linken einen mächtigen Ridikül und in der Rechten einen Fächer von grünem Taffetpapier, kurz, sie trat auf im vollen Bewußtsein ihrer Verdienste, die sie sich um die gegenwärtige und um die künftige Generation erwarb, und zur Ehre ihrer Zeitgenossen sei es gesagt, sie wurde auch überall mit der gehörigen Aufmerksamkeit und dem etikettmäßigen Anstande aufgenommen.

Frau Storch war eine sehr ehrsame, sehr verständige, sehr gewitzte Alte, welche in den meisten, wenn auch noch so dicht verschleierten Lebens- und Liebesverhältnissen Wiens Bescheid wußte, vor welcher wenige Stadt- und Staatsaktionen verborgen blieben. Ein Schatz von Notizen und Erlebnissen stand ihr zu Gebote, sie war ein warnendes Zeitungsblatt, eine lebendige Stadtchronik in seidenem Einband mit fischbeinigem Rücken.

Diese Frau Storch also war zur Mitperson eines Drama's erkoren, welches wir getreulich nach ihren Angaben in den nachfolgenden Zeilen wiedergeben.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Eines Abends, man befand sich eben in der Fastenzeit des Jahres 1796, erhielt Frau Storch ein Billet. in welchem angezeigt war, daß man ihrer Hilfe, und zwar außerhalb den Linien Wiens bedürfe.

Der Unterschrift nach kannte unsere Dame die Familie und nahm keinen Anstand, die Kalesche zu besteigen, welche, um sie nach dem im Briefe bestimmten Orte abzuholen, um zehn Uhr Nachts vor ihrem Hausthore harrte.

Frau Storch nahm — wie es damals üblich war — jedesmal, wenn sie ihrem Berufe Folge leistete, eine Gehilfin mit sich, an jenem Abende jedoch unterließ sie es, weil man ihr in der Zuschrift die Begleitung ihrer Gehilfin ausdrücklich verbat.

Der Wagenschlag war kaum geschlossen, als es im schärfsten Trabe vorwärts ging.

Unsere Geburtskünstlerin wurde jetzt erst aufmerksam, und bemerkte zu ihrem Erstaunen, daß die Fenster der Kalesche durch Jalousien verwahrt waren.

Sie versuchte sie zu öffnen — es ging nicht, die Jalousien mochten durch Nägel befestigt gewesen sein; sie tappte im Finstern nach der Klinke des Kutschenschlages, es war keine vorhanden, die Thüre konnte also von Innen nicht geöffnet werden.

Frau Storch war demnach eine Gefangene.

Das Gefährte flog über das Stadtpflaster dahin, das dumpfe Rollen der Räder ließ unsere Alte erkennen, daß man eben das Stadtthor passire, dann ging es über die Brücke des Stadtgrabens hinaus auf die Esplanade.

Ein weiteres Orientiren war nicht möglich, der Wagen wendete bald rechts, bald links, fuhr dann wieder gerade aus, und rollte auf pflasterlosem Boden dahin, ohne dem Gehör ein Merkmal zu bieten. Das anfängliche Staunen der alten Frau ging nach und nach in Befangenheit und endlich in Furcht über.

Sie konnte nicht mehr zweifeln, man entführte sie eben gewaltsam.

Wohin? Sie wußte es nicht, denn es gehörte wenig Scharfsinn dazu, zu erkennen, daß das erhaltene Billet eine fingirte Unterschrift trug, um sie zur Fahrt willfähriger zu machen.

Warum entführte man sie?

Auch darauf vermochte sie nicht zu antworten; ihr Alter schützte sie vor jeder fremden Thorheit, was konnte man also mit ihr vorhaben?

Frau Storch peinigte sich selbst mit den verschiedensten Muthmaßungen — bis sie endlich für das räthselhafte Unternehmen einen Grund gefunden zu haben glaubte.

Man lebte damals in der Periode der Jakobiner; auch in Wien spukte das französische Gespenst, und geheime Gesellschaften wühlten unter dem Deckmantel der Maurerei, um ihren Fortschrittsbestrebnngen nach allen Seiten hin Verbreitung zu verschaffen.

Die Illuminaten, in Verbindung mit den revolutionären Logen Frankreichs, suchten den progressistischen Ideen in den österreichischen Erblanden Eingang zu verschaffen.

Zwanzig Jahre früher und zwanzig Jahre später hätte man es kaum geglaubt, daß in den neunziger Jahren in Oesterreich eine Propaganda des rothesten Radikalismus zahlreiche Anhänger versammeln könne, welche sich vermummt und bewaffnet in den Logen einfanden und Grundsatze predigten, die nichts weniger als einen gänzlichen Umsturz der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände bezweckten.

Dieser gefährlichen Agitation trat nun die Regierung entgegen. Eine eigene Kommission zur Verfolgung und Bestrafung dieser Umtriebe wurde niedergesetzt, und Graf Saurau, ein Mann von allerdings ungewöhnlicher Energie, ward an die Spitze dieser Kommission gestellt.

In Folge ihrer zahlreichen Verbindungen war Frau Storch in der Lage, auch von diesen geheimen Ereignissen der Residenz Kenntniß zu besitzen, und brachte ihre jetzige gewaltsame Entführung mit dem österreichischen Jakobinismus in Verbindung.

Man weiß, so raisonnirte sie, daß ich in hohe Häuser komme und schließt daraus, daß mir Manches bekannt sein müsse, was den Verschwörern zu wissen nützlich wäre. Um mir nun meine Geheimnisse abzupressen, suchten sie mich in ihre Gewalt zu bekommen; dies ist ihnen gelungen, und ich kann mich auf Entsetzliches gefaßt machen.

In Folge dieser wenig tröstlichen Reflexion, die ihre auf-

geregte Phantasie natürlich viel umständlicher und weitläufiger ausmalte, sah sich Frau Storch schon in irgend eine unheimliche Freimaurerloge gebracht; sie fühlte sich schon gemartert und gepeinigt, und kalter Angstschweiß perlte auf ihrer Stirne und Entsetzen bemeisterte sich ihres ganzen Wesens; sie rang in der finsteren Kalesche die Hände, um doch irgendwo Trost zu finden — fing zu beten an.

Plötzlich wurde sie aufmerksam.

Unter den Rädern der dahin rollenden Kalesche begann es zu knistern.

Man fährt über Sand, murmelte sie.

Sie horcht.

Wenn ich mich nicht täusche, so befinde ich mich jetzt in einem Garten, dachte sie weiter.

Ah, was ist das?

Das Gefährte hielt — die Angst unserer Alten steigerte sich wo möglich noch mehr.

Der Schlag ging auf und — Frau Storch erhob sich, um auszusteigen.

Eine kräftige Hand drückte sie jedoch auf den Sitz nieder, eine männliche Gestalt stieg zu ihr in den Wagen und schloß die Kalesche hinter sich zu.

Die Wehmutter fühlte wie sich der Unbekannte an ihrer Seite niederließ.

Madame, begann er, wie ich merke, zittern Sie?

Die — kalte — Nacht — stotterte Frau Storch.

Die Kalesche war doch gut verwahrt?

Nur zu gut, bemerkte die Alte, und hielt vor Angst abermals inne.

Fassen Sie sich, Sie haben keine Ursache, sich zu fürchten.

Ach, mein Herr!

Beruhigen Sie sich, Madame, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, man beabsichtigt nichts Böses mit Ihnen, vorausgesetzt —

O, dachte die geängstigte Frau, jetzt kommen die Bedingungen.

Vorausgesetzt, fuhr der Unbekannte fort, daß sie schweigen können.

Der Wehmutter sank ein Stein von der Brust.

Schweigen! Wie gerne schwieg sie, wenn man sie nur nicht zum Reden zwang.

Ach, mein Herr, ich verspreche Ihnen hoch und theuer, ich werde stumm sein wie das Grab.

In diesem Falle verbürge ich Ihnen nicht nur vollkommene Sicherheit Ihrer Person, sondern auch einen reichen Lohn. Sie werden mir also folgen?

Mit größtem Vergnügen!

Sie werden die äußerste Diskretion beobachten?

Mein Wort darauf;

Wohlan, so erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Augen verbinde.

Frau Storch sträubte sich dagegen.

Ich begreife Ihre Furcht nicht, sagte der Unbekannte, was ich fordere, ist eine bloße Vorsichtsmaßregel; sind Sie etwa mit offenen Augen weniger in meiner Gewalt wie in geblendetem Zustande?

Frau Storch anerkannte das Unüberwindliche dieser Logik und fügte sich in die unabänderliche Nothwendigkeit dieser Situation.

Der Unbekannte legte eine Wachsmaske mit unausgeschnittenen Augen an ihr Antlitz, und befestigte sie an dem Hinterhaupte.

Hierauf ergriff er ihre Hand und sagte zu ihr:

Madame, ich ersuche Sie noch einmal, fürchten Sie sich nicht, es wird Ihnen nichts zu Leide geschehen!

Nach diesen Worten umfingen zwei Arme ihre Taille und hoben Sie vorsichtig aus dem Wagen.

Als Frau Storch wieder festen Boden unter ihren Sohlen wahrnahm, fühlte sie sich ein wenig erleichtert.

Reichen Sie mir Ihren Arm! bat jetzt der Unbekannte.

Die Alte leistete Folge.

Jetzt begleiten Sie mich, ich werde Sie führen und Ihnen während des Weges das Augenlicht ersetzen.

Die Wehmutter unterdrückte einen Seufzer und setzte sich mit ihrem Begleiter in Bewegung.

Zweites Kapitel.

Fortsetzung des Abenteuers der Frau Storch.

Von dem Momente an, als Madame Storch am Arme ihres unbekannten Begleiters ging, verwendete sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Weg, den sie mit ihm zurücklegte. Hiebei machte sie nun folgende Wahrnehmungen:

Man kam in ein Haus — der Widerhall der Schritte schlug hohl und dumpf an ihr Ohr, man mußte demnach eine gewölbte Halle passiren; dann stieg man eine Treppe hinan — Frau Storch zählte siebzehn Stufen — hierauf ging es gerade und eben fort und zwar auf einem glatten Steinpflaster — dann stieg man acht Stufen hinab und gleich darauf wieder zwölf Stufen hinan, nun ging es durch einen Korridor. Die Geburtskünstlerin trat absichtlich fest auf, um durch das Echo ihrer Schritte den zurückgelegten Theil des Hauses zu erkennen — plötzlich wurde Halt gemacht — eine Thüre ging auf, man trat ein.

Es war augenscheinlich, man befand sich am Ziele; Frau Storch sollte hievon auch sogleich die Ueberzeugung gewinnen, denn man befreite sie von der blendenden Maske.

Sie blickte auf, und nachdem ihr Auge seine volle Sehkraft wieder gewonnen hatte, sah sie sich in einem geräumigen Saale, dessen matte Beleuchtung gerade hinreichte, die Gegenstände erkennen zu lassen.

Die Wände und die Decke des Saales, oder eigentlich der gewölbten Halle, waren mit einem dunklen Stoffe bekleidet, wahrscheinlich um die Bilder und Wandmalereien,

die leicht zu einem Erkennungszeichen hätten dienen können, dem Auge zu entziehen.

Von der Decke herab hingen drei Ampeln von lichtgrünem Glase, welche die nöthige Erleuchtung spendeten.

Die Fenster waren geblendet.

Der Boden zeigte sich durchgehends mit einfärbigen Teppichen belegt, womit vermuthlich derselbe Zweck verbunden war, wie mit der Tapissirung der Wände.

Ein Theil des Saales war durch eine spanische Wand gesondert, welche dem Blicke entzog, was jenseits derselben vorging.

War schon diese Scenerie geeignet, die höchste Verwunderung der Madame Storch zu erregen, so steigerten die Personen, welche sie hier antraf, dieselbe noch mehr. Vier Gestalten, in schwarze Gewänder verkappt, schritten mit verschränkten Armen paarweise den Saal auf und nieder.

Die Männer hatten sich zweifelsohne früher gesprächsweise miteinander unterhalten, mit dem Eintritte der Wehmutter jedoch verstummten sie, setzten aber nichtsdestoweniger ihr Auf- und Abgehen fort, und warfen oft musternde Seitenblicke nach der alten Frau, welche auf diese einen um so unangenehmeren Eindruck hervorbrachten, als die vier schwarzen Masken mit Degen bewaffnet waren.

Von diesen vier unheimlichen Personen fiel der Blick der Wehmutter auf ihren Begleiter, der ihr freilich noch immer zur Seite stand, der aber eben so vermummt und bewaffnet war, wie die andern vier Drohgestalten.

Man gönnte der Geburtskünstlerin absichtlich Zeit, sich zu erholen und zu fassen. Es ward ihr daher Muße genug, Alles — wie wir es hier schilderten, — genau zu durchmustern; der Eindruck war eben so beunruhigend als unerfreulich, es fand sich nichts, um ihre Angst zu besänftigen.

Diese vermummten Männer, diese nicht weniger verkappte Oertlichkeit weckten ihre frühere Furcht vor einem Konflikte mit den Jakobinern und säeten Mißtrauen gegen die Versprechungen ihres Begleiters in eine furchterfüllte Seele.

Madame, nahm nun dieser das Wort, folgen Sie mir hinter jene spanische Wand, ich ersuche Sie wiederholt, sich zu fassen und erinnere Sie nochmals an ihre geleistete Zusage.

Nach dieser Rede ergriff der Vermummte die Hand der Alten und führte sie in den Raum hinter der Wand.

Hier bot sich nun den Blicken der erstaunten Wehmutter eine neue Scene dar.

Nahe an der erwähnten Wand stand ein Bett, auf welchem eine Frauengestalt lag, deren Antlitz eine weiße Maske verhüllte.

Zu Füßen des Bettes saß ein sechster Vermummter, dessen ganze Aufmerksamkeit auf die im Bette liegende Dame gerichtet war.

Er regte sich fast nicht, der linke Arm stützte sich auf die untere Bettwand, die rechte Hand ruhte in der Brustgegend, zum Theil durch das Kleid verdeckt, und dem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß diese fast krampfhaft zusammengepreßte Hand einen Gegenstand hielt, der sicherlich nichts weniger als ein Dolch sein konnte. Die drohende Haltung dieses Vermummten ließ fast mit Sicherheit darauf schließen.

Ein vorräthiger Stuhl, der hart an dem Bette stand, war für Madame Storch bestimmt; eine Pantomime ihres Begleiters forderte sie auch auf, sich niederzulassen, was ohne Verzug geschah.

Madame, begann nun abermals ihr Begleiter, Sie befinden sich am Orte ihrer Thätigkeit. Erholen Sie sich, es soll und wird Ihnen nichts zu Leide geschehen. Sie werden der Dame, die Sie vor sich sehen, in der schweren Stunde, die ihr bevorsteht, mit Ihrer Kunst zu Hilfe kommen. Sie werden — bei Gefahr Ihres Lebens — mit Ihrer Pflegebefohlenen nur das Nothwendigste sprechen, und zwar jedes Wort so laut, daß dieser Herr — er wies dabei auf den Vermummten zu Füßen des Lagers — es bequem und ohne Anstrengung hören kann. Haben Sie mich verstanden?

Ja! hauchte die Wehmutter zur Antwort, worauf ihr Begleiter den Raum hinter der spanischen Wand verließ, wahrscheinlich um sich zu den vier Andern im Saale zu begeben.

Frau Storch hatte nun Gelegenheit, von ihrem Sitze aus nebst der erwähnten Hauptscenerie auch noch die Staffage der Oertlichkeit zu mustern.

Was ihr vorerst in die Augen fiel, war ein Kamin mit einem Kohlenfeuer, welches einen Kessel mit Wasser heizte.

Zwischen diesem und dem Bette stand ein großer Tisch, der mit allen jenen Gegenständen bedeckt war, die man bei der feierlichen Gelegenheit benöthiget, wenn ein neues Glied der Gesellschaft sich anschickt das Licht der Welt zu erblicken.

Der erfahrene, kundige Blick der Frau Storch vermißte hier nichts, und bewunderte im Stillen die eben so sachkundige als sorgfältige Anordnung.

Doch mehr als dies zog der Gegenstand ihrer Pflege ihre Aufmerksamkeit auf sich.

Das Lager, auf welchem die kranke Dame ruhte, war weiß wie frisch gefallener Schnee, der feinste Damast und die echten Spitzengarnirungen zeugten von Reichthum und einer ungewöhnlichen Eleganz, welche auf den bevorzugten Rang der Dame hindeuteten.

Diese war maskirt; das forschende Auge der Frau Storch sah nichts als ihre Hand, allein eben diese Hand reichte hin, die früher gefaßte Meinung nur noch mehr zu bestärken.

Diese Hand war klein, voll und doch zart, die Finger schlank geformt, die Haut von einer ungewöhnlichen Feine und Weichheit und dies Alles mit einem Teint übergossen, der mit der Farbe der Lilie wetteiferte — gewiß, diese zauberische Hand allein reichte hin, nicht nur an dem vornehmen Stand, sondern auch an der Schönheit der Dame zum Verräther zu werden.

Frau Storch saß länger als eine Stunde da, bevor ihre Hilfe nothwendig wurde, während dieser Zeit hatte sie Muße genug, ihre Forschungen fortzusetzen und über ihre Situation Betrachtungen anzustellen.

Wer war die Dame?

Warum diese geheimnißvollen Vorbereitungen zu ihrer Entbindung?

Wer waren die sechs vermummten Männer, die sich an dem Unternehmen betheiligten, und in welcher Beziehung standen sie zu der Dame?

So wie alle Uebrigen beobachtete auch die Kranke ein vorsetzliches Schweigen; was hier vorging, schien mit ihrem Einverständnisse angeordnet, nur manchmal wollte es der Frau Storch bedünken, als ob ein flehender Blick durch die weiße Wachsmaske auf sie fiele, der aber, durch den Drohblick des Vermummten zu Füßen des Bettes verscheucht, gleich eine andere Richtung nahm.

Endlich nahte der gefürchtete und erwartete Augenblick — Frau Storch begab sich zu dem Lager, um der Kranken beizustehen — der Vermummte rührte sich nicht vom Platz.

Während dieser Zeit setzten die fünf Männer im anderen Theile des Saales ihren Spaziergang fort, der Fußteppich verschlang das Geräusch ihrer Schritte und nur ein kaum vernehmbarer dumpfer Ton drang über die Wand, wenn einer oder der andere, sich vergessend, fester auftrat.

Die erste Unterbrechung der fast geisterhaften Stille erfolgte durch das laute Stöhnen der Kranken, welches oft mit Kreischen und manchmal auch mit lautem Schreien wechselte; dies veranlaßte die auf und ab wandelnden Männer öfter sich der Wand zu nähern und mit geneigtem Haupte hinüber zu horchen; ob dabei der Drang der Theilnahme oder blos der Neugierde vorwaltete, das verbargen die Masken.

Eine abermalige Frist verstrich — das Geräusch jenseits der Wand, das Hin- und Herrauschen der Wehmutter währte fort. —

Plötzlich ertönte ein Ruf jenes Vermummten, der zu Füßen der Kranken unbeweglich sitzen geblieben war.

Einer der Männer trat hinter die spanische Wand, nahm aus der Hand der Frau Storch das neugeborene Kind, welches bereits gebadet und freilich nur flüchtig eingewindelt war, und

verließ dann mit dem Kinde den Saal, gefolgt von zweien seiner Genossen.

Die Wehmutter hatte in dem Momente, wo das Kind ihr fast entrissen wurde, einen Blick auf die Kranke geworfen und sah sie zittern und die Hände wie zum Gebete gefaltet vor sich hinhalten.

Um jedoch die Hebamme diesem Anblicke und dem Eindrucke rasch genug zu entreißen, trat ihr früherer Begleiter auf sie zu und sagte zu ihr:

Madame, Ihr Geschäft ist vollbracht, Ihre Hilfe ist fernerhin nicht mehr nöthig, folgen Sie mir!

Theils die Aufregung der eben erlebten Scene, theils die plötzliche drohende Ansprache ihres Begleiters erschreckten die Alte neuerdings dermaßen, daß das Tuch, welches sie eben in den Ridi'ül stecken wollte, ihrer Hand entsank.

Sie bückte sich, um es aufzuheben, dabei traf ihr Blick einen Sarg, der unter dem Bette stand.

Frau Storch taumelte auf — hörte noch wie die Kranke einen Hilferuf ausstieß — dann vergingen ihr die Sinne.

. . . .

Als sie wieder zu sich kam, befand sie sich abermals im geschlossenen Wagen, der mit ihr dieselbe Irrfahrt machte wie bei der Herkunft, bis er endlich stille hielt.

Frau Storch wurde wieder mit geblendeten Augen aus dem Wagen gehoben, erhielt von ihrem Begleiter eine Geldrolle in die Hand gedrückt, worauf sie horchend stehen blieb, bis sie den Wagen fortrollen hörte.

Bevor sie darauf die festgeknoteten Bänder der Larve gelöst hatte, war das Gefährte mit dem Vermummten verschwunden, und die Wehmutter stand einsam auf der dunklen Esplanade, deren Beleuchtung längst erloschen war.

Frau Storch schleppte sich entkräftet mit schlotternden Beinen nach Hause, beeilte sich am anderen Tage das Abenteuer der Polizei anzuzeigen, deren sorgfältigste Nachforschungen jedoch ohne Ergebniß blieben. — — — — — — —

So weit reicht die mündliche Mittheilung der Frau Storch, mit deren Abenteuer indessen ein anderes in Verbindung stand, welches wir in den nächsten Kapiteln erzählen werden.

Drittes Kapitel.

Der Thierarzt und sein Sohn.

Drei Wegstunden unterhalb der landesfürstlichen Stadt Krems mündet in der Nähe von Grafenwörth der „große Kamp“ in die Donau.

Das Thal, welches dieser Fluß von hier bis hinauf zum Sacherbacher Wald — unterhalb Horn — in Schlangenwindungen durchströmt, verdankt ihm seinen Namen, und heißt das Kampthal.

Der Markt Gobelsburg, nahe bei Langenlois, ist, wenn man nach aufwärts fährt, der erste Ort im Kampthale.

Der Wiener, welcher seine Ausflüge bis in diese freilich etwas entferntere, aber herrliche Gegend ausdehnt, findet an der Straße im untern Marktheile einen alten Bekannten. Es ist dies die im Jahre 1689 am Spittelberge in Wien errichtete Pestsäule, welche im Jahre 1822 durch den Gobelsburger Grundrichter Maier hierher übersetzt wurde.

Weiter hinauf liegt an den Auen des Flusses und an Hügeln zerstreut das Dörfchen Zöbing mit seiner alten Kirche, dann kommen Schönberg, Stiefern, Unter-Plank, Buchberg und endlich der große wohlhabende Markt Gars, mit der imposanten gleichnamigen Burg.

Der Weg, den der Kamp von oben herab gegen Gobelsberg zurückgelegt, ist Anfangs von hohen Thalwänden umschlossen, die jetzt theilweise mit hohen Reben bepflanzt sind, einst aber mit Nadelwäldern bedeckt waren; weiter oben windet der Fluß sich durch kahle Schieferfelsen, die stellenweise mit einer

dürftigen Vegetation aus fahlem Grase und auch damit nur spärlich bedeckt sind.

Von Stiefern aus senkt sich der Weg abwärts; der Kamp rauscht in einer anmuthigen Thalbucht durch freundliche Erlenauen, gewaltige Felsenblöcke werfen sich ihm in den Lauf und zeugen von den großen Zerstörungen, die er in seiner Wildheit anrichtet.

Erst vor Gars beginnt die Gegend sich in etwas zu lichten, der Kamp trennt diesen Markt von dem Dorfe Thunau und rauscht zu Füßen der Gars-Burg vorüber.

Jenseits der großen Brücke, die nach Thunau führt, erhebt sich vor der Burgruine die alterthümliche Kirche mit ihren Grabsteinen im inneren Raume.

Dort der große Marmor zeigt die Grabstätte des Freiherrn zu „Garsch“, Georg Teufel, der da starb im Jahr 1578 — und gleich gegenüber sieht man das Grab der Anna von Sintzendorf, Gemalin des kaiserlichen Raths und Kriegspräsidenten Jörg Teufel, gestorben im 71. Jahre im Kindbette von Zwillingen.

Daß die Zahl 71 sich auf das Jahr und nicht auf das Lebensalter der seligen Kriegspräsidentin bezieht, brauchen wir nicht erst zu versichern.

Auch die Tochter eines Verwalters hat hier ihre Ruhestätte mit der Inschrift:

Ich grieste kaum die Welt — Und dessen grosse Bracht
Da zwang mich meine Schuld — Zu geben gute Nacht.
Das Fruhstuck hab ich khaum — In Meinen Mund Genommen,
So war die Pasbort mir — Auch in die Hände Kommen.
Maria Sophia Dorfner — ihres Alters XI. J. 1698.

Wer sieht es diesen Ruinen jetzt an, daß ihre einstigen Herren, die Burggrafen von Gars, verwandt waren mit den edelsten Familien des Landes, ja selbst mit dem Herrscherstamme, dem Heldengeschlechte der Babenberger.

Aber die Familie Gars erlosch im Jahre 1385, das Gut wurde landesfürstlich, ging später an einen Günstling Ferdinand I. — Johann Hofmann — über, wurde jedoch

im Jahre 1620, so wie die anderen Güter dieser Familie konfiszirt, weil die Hofmann der Sympathien für die aufständischen Böhmen verdächtig waren. Nach manchem Wechsel der Besitzer ward Gars Eigenthum des Grafen von Fuchs, der im Jahre 1809 als Landwehrmajor sich Verdienste sammelte. *) In jenem Jahre wurde das Schloß völlig zur Ruine, man zerstörte es absichtlich, um den gegen Wien rückenden Franzosen keinen festen Punkt zu bieten.

Zwischen Gars und dem Sacherbacher Wald verengt sich das Kampthal und gewinnt einen wildromantischen Charakter; mächtige Felswände gipfeln sich bald am rechten, bald am linken Kampufer empor; dort thront Kampeck, die berühmte Templerburg, nahe daran ragt der Schimmelsprung in die Luft, ein Felsen, der, wie die Sage erzählt, seinen Namen schon zur Zeit der Aufhebung des Templerordens erhielt.

Damals nämlich, kaum als die Auflösung dieses Ordens bekannt wurde, gelang es einer raubgierigen Rotte durch Verrath in die Burg zu dringen, wo alle Templer gemordet wurden, bis auf Einen, der unbemerkt sich in den Stall schlich, seinen Schimmel bestieg und entfloh. Aber die Feinde gewahrten die Flucht und begannen den Templer zu verfolgen.

Dieser beflügelt den Lauf seines Pferdes, die Dunkelheit und Verirrung lassen ihn vom Pfade abkommen — er erreicht einen Felsen — ohne zu ahnen wo er sich befinde, stürmt er vorwärts, und Roß und Reiter stürzen hinab und liegen zerschmettert in der Tiefe.

Das ist der Schimmelsprung, wo der letzte Templer von Kampeck sein Ende gefunden.

Hinter dieser Ruine beginnt am linken Ufer der Sacherbacher Wald, am rechten Ufer das Schönthal. Plötzlich

---

*) Einiges Nähere über den Grafen und die Gräfin Fuchs wird man in meinem Roman: „Der Kongreß zu Wien" finden, der ebenfalls in dieser Sammlung aufgenommen werden wird.
(Anmerkung des Verfassers.)

krümmt der Fluß sich nach Westen und nun gewahrt man, auf einem Felsen mächtig thronend, die berühmte Rosenburg.

Doch halt, wohin verirren wir uns jetzt schon, von der herrlichen Gegend angelockt?

Zurück — zurück — noch ist es uns nicht gegönnt, über diese Felsen zu klettern, und im Schatten dieser Wälder zu weilen.

Noch dürfen wir die mächtigen Räume der majestätischen Rosenburg nicht betreten und uns in ihrem unterirdischen Labirinthe verirren, wir sind noch ferne von dem Zeitpunkte, wo wir als Schauplätze unserer Erzählung betreten werden: das malerisch gelegene Meißau mit seinem Kuhberg — einer Kuppe des Manhartsberges — das sagendüstere Mördersdorf, den Wallfahrtsort Drei Eichen, das freundliche Horn mit einem unfreundlichen Galgenberge, Eggenburg u. s. w. u. s. w.

Wir müssen zurück in der Zeit, wir müssen zurück bis an die Mündung des Kampthales, um vorerst jenen Vorfall zu erzählen, welcher mit dem nächtlichen Abenteuer der Frau Storch in Verbindung stand.

Es war am Abende nach jener Nacht, als eine zweispännige Reisekalesche auf der Straße von Krems gegen Hadersdorf in scharfem Trabe dahin fuhr.

Die Kutsche war geschlossen, die Reisenden, wenn solche in derselben saßen, schienen demnach an der Gegend, die sie durchfuhren, keinen Antheil zu nehmen, woran die winterliche Jahreszeit Schuld tragen mochte.

Der Kutscher in einen warmen Pelz gewickelt, die Beine durch hohe Filzstifel vor dem Frost geschützt, eine warme Pudelhaube auf dem Kopfe, saß zusammengekauert auf dem Bock, und bewegte sich nur dann, wenn es galt die Pferde zur größeren Eile anzutreiben und in ihrem Laufe nicht erlahmen zu lassen.

Das Zwiegespann mußte aber auch bereits eine starke Wegstrecke zurückgelegt haben, sein Lauf war schon schwerfällig und zeigte von Ermüdung, ein Dampfqualm entstieg den Leibern und lieferte den Beweis, wie tüchtig die Pferde in Schweiß gerathen waren.

Je näher die Kalesche dem genannten Markte kam, desto größere Eile schien sie zu haben; die hereinbrechende Nacht und der dichte Nebel, der eben aufstieg und die Gegend in doppelte Finsterniß zu hüllen begann, mochten dem Kutscher Besorgniß einflößen, weil wahrscheinlich Habersdorf noch nicht das Ziel seiner Reise war.

Dem war auch wirklich so, der Wagen durchfuhr ohne anzuhalten in aller Eile den Ort und fuhr von da auswärts gegen Straß.

Nun war es vollkommen Nacht geworden und der Nebel verdichtete sich in solchem Maße, daß man im strengsten Sinne des Wortes nicht einen Schritt weit vor sich hinzusehen vermochte, doch die Kalesche setzte nichtsdestoweniger ihren Weg fort, bis plötzlich ein Unfall sie zwang anzuhalten.

Eines der Pferde stieß mit einem Vorderfuße an einen großen Stein, der mitten auf dem Wege lag, prellte zurück, glitt dabei aus und stürzte zu Boden.

Der Reisende stieß einen kräftigen Fluch aus und stieg vom Bock.

Man hätte nun erwarten sollen, der Kutschenschlag würde sich öffnen und der Reisende drinnen sich um die Ursache des Aufenthaltes erkundigen, es geschah aber nicht; im Innern des Wagens regte sich nichts.

Der Mann im Pelze löste die Stränge, lüftete die Kinnkette des gestürzten Pferdes, und glaubte, daß es sich nun erheben werde; seine Hoffnung schlug jedoch fehl, das Thier mußte sich beschädigt haben oder erkrankt sein, denn es blieb am Boden liegen und schnaubte und stöhnte.

Eine saubere Bescherung, murmelte der Mann, jetzt steh' ich hier in winterlicher Nacht, mitten auf der Straße; so nahe dem Ziele und nun dieser Aufenthalt! Was soll ich nun be-

ginnen? Soll ich die Mähre da liegen lassen und einspännig weiter fahren? Mir thut's leid um das Thier, es könnte ihm vielleicht mit einer Kleinigkeit geholfen werden, während es, wenn ich es hier hilflos liegen lasse, ganz sicher verendet.

Er schwieg und sann eine Weile nach, wie sich aus der Verlegenheit zu helfen? — Plötzlich kam ihm ein Gedanke, es war, als erinnere er sich eines Auftrages, dessen er sich entledigen mußte.

Er begab sich zur Kutsche, öffnete behutsam und nur ein wenig den Schlag und horchte aufmerksam hinein.

Hierauf schloß er das Gefährte mit derselben Vorsicht und begab sich wieder zu seinem kranken Pferde.

In diesem Momente drang ein Geäusch zu ihm, er blickte um sich und vor ihm stand ein Knabe, angethan mit einem kurzen Pelze und auf dem Kopfe eine pelzverbrämte Mütze.

Der Junge mochte ungefähr sechs Jahre zählen.

Heh, rief er dem Manne zu, ist Euch ein Unglück zugestoßen? was gibt's da?

Ein krankes Pferd gibt's, wie du sehen kannst! lautete die mürrische Antwort.

Sonst nichts? fragte der Knabe launig.

Der Henker auch, ist das nicht genug? Ich kann ja nicht von der Stelle.

Habt Ihr Geld? fragte der Knabe weiter.

Wer wünscht es zu wissen?

Wenn Ihr Geld habt, so hol' ich meinen Vater, der wird Euren Gaul gesund machen.

Ist dein Vater ein Thierarzt?

Freilich, er heilt Kühe, Hunde und Pferde.

Dann lauf' schnell, mein Junge, hol' ihn, du sollst den Weg nicht umsonst machen.

Es ist nicht so weit hin, rief der Knabe, unser Hof liegt gleich da oben, ehe Ihr drei Vaterunser betet, bin ich zu Hause und eben so schnell wieder zurück.

Nach diesen Worten sprang er lustig fort und ließ den Reisenden allein.

Dieser blieb einige Momente sinnend stehen, dann griff er in die Tasche seines Pelzrockes und zog ein fein gearbeitetes Doppelterzerol hervor, dessen Pfanne er sorgfältig untersuchte, worauf er, mit dem Ergebnisse zufrieden, die niedliche Waffe wieder in seine Tasche schob.

Es währte nur wenige Minuten, so kehrte der Knabe, in der Hand eine Laterne, mit seinem Vater zurück.

Der Thierarzt hatte das Aussehen eines Landmannes von sehr robuster Gestalt und keineswegs manierlichem Wesen.

Wo ist der Patient? fragte er, ohne einen Gruß vorauszuschicken, mit dem Tone derber Laune, näherte sich dem auf dem Boden liegenden Thier und begann es zu untersuchen — nachdem er ein mitgebrachtes Kistchen, in welchem sich wahrscheinlich seine Medikamente und thierärztlichen Instrumente befanden, neben sich auf den Boden gestellt hatte.

Während er sich nun mit dem kranken Pferde beschäftigte, wobei ihm sein Söhnlein leuchtete, entspann sich zwischen ihm und dem Reisenden folgendes Gespräch:

Sapperment, Sie haben die armen Thiere ein wenig zu stark in Schweiß gebracht!

Die Eile zwang mich dazu.

Sie scheinen bereits den ganzen Tag auf der Straße zu sein. —

Nicht nur den ganzen Tag, sondern auch einen Theil der letztverflossenen Nacht. —

Woher kommen Sie, wenn es zu fragen erlaubt ist?

Ich komme von Wien.

Ah, von Wien! Das ist freilich eine hübsche Wegstrecke. Ich hoffe, dem Gaul wieder auf die Beine zu helfen, doch müssen Sie ihn sehr schonen und so bald als möglich unter Dach bringen.

Wenn er nur ein paar Stündchen aushält, bemerkte der Reisende.

Auch drei, wenn's sein muß, aber mehr nicht. Uebernachten Sie in Straß.

Ich kann nicht, ich muß nach Wiedendorf.

Sie haben dort vermuthlich Bekannte?

Keineswegs, mein eigentliches Ziel ist die Teichmühle.

Dem Reisenden war dieser Name kaum über die Lippen gekommen, als er es auch schon bereute ihn ausgesprochen zu haben; er verbesserte sich daher rasch und fuhr fort:

Eigentlich ist es nicht die Teichmühle, sondern der Markt Mühlbach, wo ich auszuruhen gedenke.

Der Thierarzt schien auf den Verbesserungseifer des Reisenden nicht zu achten und gab keine Antwort, sondern fuhr in seinem Geschäfte fort.

Nach kaum zehn Minuten gelang es seiner, wenn auch nur aus praktischen Erfahrungen geschöpften Veterinärkunde, den Gaul wieder auf die Beine zu bringen, über welches Resultat der Reisende sehr erfreut war.

Ich fühle mich Euch zu hohem Danke verpflichtet, sagte dieser zu dem Thierarzt, sagt, was ich Euch schulde und ich werde mit Vergnügen zahlen.

Zahlen Sie was Ihnen beliebt, versetzte der Andere, der Grasel ist nicht gewohnt vornehme Herrschaften zu taxiren.

Wer sagt Euch, daß ich eine vornehme Herrschaft bin?

Mein kleiner Finger, erwiderte der Mann, der sich Grasel nannte, spitzig.

Euer Finger trügt, ich bin nur der Diener einer Herrschaft.

Der angebliche Thierarzt nahm seinem Knaben die Laterne aus der Hand, hielt sie dem Reisenden unter das Antlitz, schuppte dann spöttisch die Schultern und erwiderte:

Wie es Ihnen beliebt, mir kann's Einerlei sein!

Der Reisende, dem dies Benehmen nicht behagte, griff in die Tasche und reichte dem Manne einen Geldbetrag, der ihn vollkommen zufrieden stellte; hierauf begann er sein Pferd anzuschirren.

Nachdem er damit zu Stande war, schwang er sich flink auf den Bock und fuhr nach einem flüchtigen Gruße davon.

Vater und Sohn waren auf der Straße geblieben.

Hansl, wendete sich der Erstere nach einer stummen Pause zu dem Knaben, mach' dich schnell auf die Beine, du mußt gleich zur Teichmühl laufen. —

Zur Teichmühl?

Fürchtest du dich etwa, Bursch?

Ich fürcht' keinen Teufel? Was aber hab ich in der Teichmühl zu thun?

Du mußt erfahren, was der fremde Herr in der Mühle zu schaffen hat? merk dir, was ich dir auftrage; kein Mensch darf dich sehen, du hast flinke Füße und wirst die Mühle auf Bergwegen eher erreichen wie der Herr mit dem kranken Pferde — dort angelangt, verbirgst du dich, und wenn der Mühlhund knurren sollte, so wirf ihm, bevor er bellt, dies Fleisch vor; du weißt schon wie man's macht. Sei vorsichtig und klug; ehe zwei Stunden vergeh'n kannst du wieder hier sein. —

Ohne eine Widerrede machte sich der kleine Grasel auf den Weg zur Teichmühle.

Schnell wie ein Pfeil flog er durch die Nacht und der heimkehrende Vater vernahm in wenigen Sekunden nicht einmal mehr den schwächsten Widerhall seines eben so leisen wie flüchtigen Laufes.

Viertes Kapitel.

Die Teichmühle.

Die zahlreichen Mühlen im Kampthale, so wie überhaupt im ganzen Waldviertel tragen jede ihren eigenen Namen und sind unter demselben in der ganzen Gegend so gekannt, wie irgend ein Dorf oder ein Markt.

So finden wir zum Beispiel oberhalb Straß, gegen die Rittermauer zu, die Neumühle, unterhalb Zöbing die Kampmühle, rechts von Wiedendorf die Teichmühle,

welche drei Mühlen in Einer Diagonallinie liegen und eine von der andern kaum eine halbe Stunde entfernt ist.

Der Bau der Mühlen, gebunden an das Gefäll eines Bergstromes oder Waldbaches, ist größtentheils ein vereinsamter. Oft in eine Niederung gekauert, oft auf einem Abhange fußend, meist im Schatten duftiger Baumgruppen, oder hinter grünen Blätterwänden versteckt, entfalten diese Höfe in den schönen Jahreszeiten einen ländlich romantischen Charakter, der freilich unter dem Eindrucke der gewerblichen Thätigkeit sehr leidet, denn das monotone Geklapper in der Mühle, das Geschnatter der Flügelwelt im Hofe, das Lärmen der Jungen und Knechte, das Ab- und Zufahren der Wagen und Karren verscheucht jeden romantischen Anflug und überhaupt auch diese Oertlichkeiten mit der Prosa der Alltäglichkeit.

Der Winter endlich beraubt diese Gehöfte aller Reize und jedes geschäftlichen Verkehrs; ihre Pulsader stockt, die Mühle verstummt, die Thiere bergen sich in ihren Ställen und Schlägen und die Menschen flüchten sich in die warmen Stuben.

Als der kleine Grafel in der Nähe der Teichmühle anlangte, war vor oder in derselben Alles wie ausgestorben, von dem Reisenden sammt seiner Kalesche zeigte sich noch keine Spur, der Knabe hatte ihm demnach einen tüchtigen Vorsprung abgewonnen.

Das Vorschreiten der Nacht machte den Frost steigen, ein scharfer Nord zerblies die Nebel und der Sternenhimmel breitete sich hell über den Höhen und Kuppen aus.

Der kleine knöpfte seinen Pelzrock bis unter den Hals zu und da ihm die Gelegenheit des Ortes von den Kurgängen, die er an der Seite seines Vaters machte, bekannt war, so näherte er sich vor Allem jenem Theile der Umfriedung, innerhalb welchem der zotttige Kettenhund als Wächter des Hofes seine bescheidene Hütte hatte.

Wollte er nicht verrathen sein, so galt es vor Allem, diesen stumm zu machen.

Trotz der Vorsicht des Knaben witterte das Thier doch die Nähe eines Fremden und begann zu knurren; um es nicht noch mehr zu allarmiren, hielt er an, kauerte sich auf den Boden nieder und verhielt sich ruhig.

Hans war ein kluger Junge, er hatte bereits den günstigen Moment erdacht, wo er sich dem Hause nähern wollte, und harrte jetzt darauf.

Nach ungefähr zehn Minuten vernahm man das Geräusch eines daherrollenden Wagens, welcher sich der Mühle immer mehr näherte.

Nur kurze Zeit noch und die Kalesche hielt vor dem Hause.

Nun brach das bisherige Knurren des Hundes in ein lautes Gebell aus. Das riesige Thier umsprang seine Hütte, zerrte an der Kette und allarmirte die Bewohner der Mühle.

Eine kräftige Männerstimme ertönte durch die Hinterthüre, um den Hund zu besänftigen und schrie dann einem Knechte zu, das Thor zu öffnen, um eine Kalesche einzulassen.

Nun war es an der Zeit; der kleine Hans schwang sich über den Zaun in den Hof und verbarg sich hinter einer Gruppe von Mühlsteinen, die in der Nähe des Gebäudes lagen.

Der Hund lärmte zwar wieder, bellte und sprang, an der Kette zerrend, umher, allein man maß die Ursache seiner Unruhe der eben in den Hof fahrenden Kutsche bei und suchte das Thier durch Zurufe zu besänftigen.

Darauf hatte der Knabe gerechnet, denn dadurch blieb seine Anwesenheit unbemerkt.

Das Versteck des Kleinen erfreute sich einer so günstigen Lage, daß er nicht nur den Hof übersehen konnte, in so weit es nämlich das Nachtdunkel gestattete, sondern daß er auch Alles was in der Nähe der Hausthüre gesprochen wurde, hören konnte.

Der Reisende im Pelzrock überließ die Sorge für seine Pferde dem Müllerknechte und schritt durch den Hof gegen die Hausthüre, wo ihm jedoch der Müller, welcher in der Eile einen Wolfspelz umgeworfen hatte, entgegen kam.

Sie begegneten sich in der Nähe der Steingruppe, so zwar, daß der kleine Hans ihre Unterredung, obgleich sie nicht so laut mit einander sprachen, dennoch erlauschen konnte.

Guten Abend, Meister Zeiner, grüßte der Fremde, Ihr werdet wohl nicht böse sein, daß ich Euch in Eurer Ruhe störte.

Die Störung hat nicht viel auf sich; für unsereins ist dergleichen nicht seltsam. Warum so spät? Ich habe Sie früher erwartet.

Theils die Sorge um das Kleine, theils aber ein Unfall auf der Straße haben mein Eintreffen dahier in etwas verzögert. Sind die verabredeten Vorbereitungen getroffen?

Ich denke, meine Alte wird wohl Alles in Ordnung gebracht haben, denn das ganze Geschäft ist eigentlich ihre Sache. Warten Sie, ich werde sie rufen, sie ist ohnedem wach.

He, Lari, Lari, schrie er hierauf zur Thüre hinein, so komm' doch ein wenig heraus!

Der geneigte Leser, welchem der Name „Lari“ gar zu fremdländisch und kalenderwidrig vorkommt, mag sich beruhigen, „Lari“ war nichts als eine Abkürzung des Namens „Hilaria“ eine Verkleinerung, so grobkörnig, wie sie nur in der Teichmühle geschrottet werden konnte, wo die Beutel eben nicht von feinster Sorte waren.

Kurz nach dem Rufe des Müllers vernahm man einen langsam schlürfenden Pantoffelschritt durch den Hausgang und Frau Hilaria, die Müllerin, erschien ebenfalls in einen Pelz gehüllt, in der Thüre.

Sapperment Frau, du brauchst lange —

Eile mit Weile, lautete die geläufige Antwort der anderen Müllerhälfte, sie schien in der That trotz des Pelzes nur die Hälfte ihres Mannes zu sein, ich hab' keine Segel an den Beinen und der Wind bläst mir auch nicht in den Rücken, jung gesprungen alt gestelzt, ich will's umgekehrt machen, denn umgekehrt ist auch gefahren, man muß seine Sohlen nicht zu zeitlich abnützen, Vögel, die immerfort sungen, haben bald ausgeklungen.

Guten Abend, Frau Meisterin, grüßte jetzt der Reisende.

Ihre Dienerin, Herr Anton, warum so spät? Mir scheint Sie sind auch Einer, der gern dünne Bretter bohrt; gut Ding braucht gute Weile, das ist wohl wahr, allein Alles hat sein Maß und sein Ziel, Sie hätten daher auch früher eintreffen sollen.

Aber Lari, besänftigte sie Herr Zeiner, bedenke doch, der weite Weg von Wien hieher.

Die Dame unterbrach ihn:

Richtig, weiten Weg — nicht vergessen — thut man nicht mit Ellen messen. Was machen die Wiener? Kriechen sie noch nicht zum Kreuz? Hängt ihnen das Mangelholz noch nicht vor Küche und Keller? Feiern sie noch immer vor der gethanen Arbeit statt nachher? Tragen Sie noch immer übel Dünkel auf den Markt?

Aber Lari, unterbrach sie ihr Gatte, wer wird denn den guten Wienern so übel nachreden.

Ei, was, wenn du allen Leuten die Mäuler verkleben willst, mußt du viel Mehl mahlen! Wie man sich schüttelt, so fällt's wieder ab, üble Nachrede, wenn sie erlogen, bohrt Niemandem ein Loch in den Bauch.

Lari, komm her, laß einmal ein kluges Wort mit dir sprechen.

Bin schon da, Mann; doch kluge Reden hört man selten auf der Straße, warum bleibt Ihr unter freiem Himmel? denkt Ihr, das Feld habe keine Ohren?

Weil Herr Anton gleich weiterfahren will, sobald der Knecht die Pferde, die ich in Bereitschaft hielt, angeschirrt haben wird.

Und das Kind, was ist's mit dem Kinde?

Das Kind ist noch in der Kutsche.

O, du armer Wurm, rief die Müllerin, lief zur Kutsche, öffnete den Schlag und hob aus einem Gewühl von Bettgeräth einen Korb heraus, mit dem sie gegen die beiden Männer zuschritt.

Als sie dem Verstecke des kleinen Grasel am nächsten war, hörte dieser das Geschrei eines Säuglings, welches aus dem Korbe drang.

Frau Hilaria schaukelte diesen auf den Armen und sagte dabei: Armer Wurm, sei fein still, sollst gleich in die warme Stube kommen, mußt so zeitlich schon harte Nüsse beißen, die Hühnlein im Korbe wollen gerne heraus und die draußen sind, wollen gerne hinein. Fürcht' dich nicht, so lang das Kind lebt, hat die Gevatterschaft kein Ende, und daß du am Leben bleibst, soll meine Sorge sein. Kommen Sie mit in die Stube, Herr Anton, etwas müssen Sie doch bei uns genießen, bevor sie weiter reisen. Es wird nicht viel sein, aber lang fasten ist kein Brot sparen, Freundesbrot schmeckt besser, denn Feindesbraten, bei uns gibt's keine Mahlzeit ohne Rauch, wir sind weder Spänebrenner noch Knieborer, genug haben ist mehr als viel haben — nun Mann, was stehst denn da und rührst Dich nicht? Faß' ihn am Flügel und zieh' ihn mit, wenn er nicht freiwillig geht; du siehst ja, er spreizt sich wie eine Jungfer beim ersten Tanz. Kommen Sie, Herr Anton, alte Kühe sind auch einmal Kälber gewesen, kurze Lieder sind bald gesungen, der Hunger ist ein guter Koch, mag er's nicht, so ißt er's doch.

Frau Hilaria ging in's Haus und die beiden Männer folgten ihr.

Der Knabe war jetzt allein, was sollte er beginnen?

Sein Vater hatte ihm befohlen, auszukundschaften, was der Fremde in der Teichmühle zu schaffen habe.

Dies wußte er nun, er hatte dem Teichmüller ein kleines Kind überbracht!

Den Zweck seiner Sendung hatte der Knabe somit erreicht, und jeder Andere an seiner Stelle würde sich unverzüglich auf den Heimweg gemacht haben, nicht so unser Hans. Ihm genügte die einfache Kunde nicht, er wollte gleichsam zur Bestätigung seiner Anwesenheit in der Teichmühle den handgreiflichen Beweis mitbringen, der Vater solle ihm nicht sagen dürfen: „Wer weiß, ob du auch wirklich dort gewesen bist?"

Außer ihm und dem Hunde, der ruhig in seiner Hütte lag, befand sich jetzt kein lebend' Wesen im Hofe.

Der Knecht war im Stall beschäftigt, die Andern hatten sich in's Haus begeben.

Hans richtete vor Allem sein Augenmerk auf den Hund, er wußte es recht gut, daß das wachsame Thier bei dem leisesten Geräusche im Hofe seinen kaum verstummten Lärm wieder beginnen würde; was er daher auch immer zu unternehmen gedachte, den Hund mußte er vorerst unschädlich machen.

Er zog den Köder, den ihm die Vorsicht seines Vaters mitgegeben, aus der Tasche, nahm ein Stück davon und warf es in die Nähe der Hundshütte.

Der Mühlencerberus spitzte die Ohren, kroch neugierig aus seiner Behausung und beschnupperte das Manna, welches ihm gleichsam wie eine gebratene Taube zuflog.

Der sonst unfehlbare Instinkt des Thieres hielt es nicht ab, den verderblichen Leckerbissen zu verschlingen, und die Wirkung war fast eine augenblickliche.

Der Hund fühlte das Fleisch kaum im Leibe, so zog er sich auch schon in seine Hütte zurück.

Hans horchte — ein leises Winseln drang zu ihm — dinn hörte er das Stroh, welches dem Thiere zum Lager daente, rauschen, der Hund wälzte sich nämlich vor Schmerz umher, zweimal klirrte die Kette ein wenig, dann röchelte es,

Anfangs stärker, dann immer schwächer, bis es endlich ganz still wurde.

Von dem, murmelte jetzt der Kleine vor sich hin, habe ich nichts mehr zu fürchten; der Teichmüller ist reich genug, er kann sich einen andern Hund kaufen. Nun schnell, nun will ich in den Wagen hineinschauen.

Hans erhob sich, eilte leisen Schrittes zur Kutsche und öffnete den jenseitigen Schlag, daß er bei einem Heraustreten aus der Mühle nicht sogleich bemerkt werde.

Im innern Raum des Wagens befanden sich Kissen und Decken, in welchen man noch das Lager des Korbes bemerkte, den sie vor Frost und Erschütterung geschützt hatten. Das Bettzeug war weiß und fein.

Hans schwang sich gewandt in die Kutsche und begann die Taschen an den Seitenwänden zu betasten.

In der linken fand er einen Gegenstand, den er hastig herauszog, und in dem er sogleich eine Brieftasche erkannte.

Er schob sie rasch unter seinen Rock und murmelte: „Wenn der Fremde, wie mein Vater sagt, eine Herrschaft ist, dann hat er ohnedem Geld genug und er wird die Brieftasche nicht vermissen“; hierauf schlüpfte er aus der Kutsche und schloß leise den Schlag.

In diesem Momente vernahm man die Stimme der Müllerin, welche mit dem Reisenden aus dem Hause kam. Hans zog sich behutsam gegen den Zaun zurück, und spähte dort nach einem geeigneten Punkte, ihn zu übersetzen.

Der Fremde ging zur Kutsche.

Er wird seine Brieftasche suchen und nicht finden, dachte Hans, er wird Lärm machen und das darf ich nicht abwarten.

In Folge dieser Reflexion begann er die Umfriedung hinanzuklettern.

Frau Sari, die nicht nur viele Sprichwörter, sondern auch gute Augen im Kopfe hatte, bemerkte ein Herumkrabbeln am Zaun und schrie:

Sapperment, was ist das? Eine treue Hand geht durch's

ganze Land, Jener scheint aber ein Dieb zu sein; heh! Blasl, pack' an, zeig' ihm, daß dort nicht gut stehlen ist, wo der Wirth selbst ein Spitzbub ist!

Aber der arme Blasl in seiner Hütte rührte sich nicht mehr, dagegen stürzte der Fremde statt zu der Kalesche auf den Zaun los — indessen hatte der Knabe diesen erklettert, erreichte mit einem Sprunge den jenseitigen Boden und entfloh.

Die Müllerin schrie und hetzte den Hund — der Knecht stürzte aus dem Stall, Herr Zeiner aus dem Hause — man brachte endlich eine Laterne und fand den Blasl verendet und die Brieftasche entwendet.

Fünftes Kapitel.

Die Brieftasche des Fremden.

Eine Viertelstunde lang war der kleine Grasel gelaufen, dann mäßigte er in etwas seine Eile.

Das einzige Geschöpf auf der Mühle, welches ihm auf der Flucht hätte gefährlich werden können, war der Blasl — dieser war todt und die Anderen fürchtete er nicht.

Mögen sie mich verfolgen, dachte er, zu Fuß oder zu Pferd, sie werden meiner nicht habhaft werden. Ich kenne die Gegend so gut wie Einer und weiß Schlupfwinkel in Menge, wo ich so sicher bin, daß kein Mensch mich dort findet, und wenn er sechs Augen hätte.

Mit der rechten Hand die unter seinem Kleide verborgene Brieftasche festhaltend, verfolgte er seinen Weg, und je weiter er sich von der Teichmühle entfernte, desto mehr wendeten sich seine Gedanken von dem Schauplatze seiner That ab, und kehrten sich dem Gegenstande zu, den er sich dort zugeeignet hatte.

Daß sich in der Brieftasche Geld befinde, daran zweifelte er nicht — es fragte sich nur wie viel?

Die Neugierde des Knaben war erwacht und wuchs von

Moment zu Moment, aber seine Vorsicht überwand sie, ihm verbietend anzuhalten, so lange er nicht die größere Hälfte des Weges hinter sich hatte und keine Verfolgung mehr zu befürchten war; um nun seine Neugierde eher zu befriedigen, setzte er sich wieder in Lauf und flog dahin, als ob die Verfolger hart hinter ihm wären.

Die Nacht war indessen vorgeschritten und der Frost hatte zugenommen; der Knabe jedoch dachte weder an Kälte noch an Finsterniß, sein Kleid schützte ihn vor der ersteren und sein Muth stählte ihn gegen letztere.

So gelangte er an den Fahrweg, der von Straß nach Hohenwart führt; er überschritt ihn und verfolgte den Fußweg über die Anhöhen, die sich gegen Straß zu niedersenken.

Nun hatte er kaum eine Viertelstunde mehr bis zur einsamen Hütte seines Vaters, er machte daher Halt und suchte ein abseitiges Plätzchen, ein wenig vertieft, um ihn vor dem Luftstriche zu schützen und dabei doch so gelegen, daß in das Licht des eben aufgehenden Vollmonds erreichte.

Von dem Laufe und von der Aufregung seiner letzten Erlebnisse ermüdet, ließ er sich auf den Boden nieder und zog die erbeutete Brieftasche hervor.

Sie war von feinem rothen Leder.

Bevor er sie öffnete, wendete er sich nach allen Seiten und gewann aus ihrem bauschigen Formate die Ueberzeugung, daß sie eine große Summe enthalte.

Jetzt öffnete er sie.

Seine Händchen zitterten.

Er wollte das Geld sehen, obwohl er es zu zählen noch nicht im Stande war.

Doch halt, was war das?

Was das eine Fach enthielt, war kein Geld.

Wenn auch noch nicht den Betrag des Papiergeldes, so kannte er doch dessen Aussehen sehr gut; was er aber in der Hand hielt, war kein Geld, sondern es waren Briefe.

Der Kleine blickte die Brieftasche verdutzt an; das bittere

Gefühl getäuschter Hoffnung wollte schon sein Herz beschleichen, als ein neuer Strahl es durchleuchtete.

Die Brieftasche hatte ja zwei Fächer, vielleicht befand sich in dem zweiten, was er in dem ersten vergebens gesucht.

Er steckte die Briefe rasch dahin, wo er sie herausgenommen, und begann die andere Abtheilung zu untersuchen.

Der kaum erwachte Hoffnungsstrahl begann rasch wieder zu erlöschen, auch hier, so wie drüben, fand er nichts als Briefe.

Was er in Händen hatte, war freilich feines, glattes Papier, aber das Papier, wenn auch noch so schön, war doch kein Geld.

Er sah wohl, daß das glatte Papier von Innen beschrieben, aber diese Schriftzüge waren für ihn, der weder lesen noch schreiben konnte, Hiroglifen, unlesbare Räthsel.

Da lag sie nun vor ihm, die Beute, um deren Willen er sich so großer Gefahr ausgesetzt hatte, und die doch weder für ihn, noch für seinen Vater irgend welchen Werth hatte.

Das Gefühl welches jetzt den Knaben beschlich, glich der biteren Enttäuschung eines Menschen, den ein Traum einen großen Schatz finden ließ, welchen das Erwachen ihm wieder ubte.

Dra wo ist der Mensch, gleichviel, ob jung oder alt, der sich leicht von Wünschen trennt, an denen seine Seele mit ganzer Gier gehangen hat?

Auch dem kleinen Grasel war dies unmöglich

In der Brieftasche befand sich kein Geld, vielleicht — so dachte er — ist welches in einem oder dem andern Schreiben verborgen?

Er fing nun an, die Briefe der Reihe nach aus einander zu schlagen; so oft er einen in die Hand nahm, stieg rasch seine Hoffnung, um, wenn er ihn aus den Händen legte, eben so schnell wieder zusammen zu brechen.

Die Gefühle bei jungen Menschen sind empfindlich wie Quecksilber in Wettergläsern; ein wärmerer Hauch, und sie steigen — ein kühlerer und sie fallen.

Plötzlich zuckte der Knabe zusammen.

Er bekam einen Brief in die Hand, in dem sich, wi sein Tastsinn ihn belehrte, irgend ein Gegenstand befand

Er öffnete ihn rasch, und zog aus einer besonderen Papierhülse eine nette ovale Platte hervor, auf der sich ein Bildchen befand.

Das Mondenlicht reichte hin, ihn den Gegenstand des Gemäldes erkennen zu lasseu.

Er sah ein auf Elfenbein gemaltes weibliches Porträtt.

Doch welch' ein Porträt!

Die Gewänder zeigten die v ornehme Dame dieser Welt, die Schönheit konnte nur der eines Engels von Jenseits verglichen werden.

Selbst dieses von der Natur begabte, in seiner Erziehung aber nicht nur vernachlässigte, sondern sogar absichtlich verderbte Kind, selbst dieser Knabe, dessen Schönhettssinn bis jetzt durch nichts geweckt, durch nichts künstlich erregt worden war, vermochte sich von dem Anblicke dieses Bildes nicht zu trennen.

War das Porträt dem Originale treu, so mochte das Mädchen kaum siebzehn Jahre zählen, und man konnte sich nichts Lieblicheres denken, wie dieses runde Köpfchen mit dem aschblonden Haare, dieses feine Gesichtchen mit den seelenvollen Zügen und dem glühenden Auge.

Der Wuchs zierlich und schlank, dabei aber doch eine Ueppigkeit der Formen entfaltend, die schon im Bilde das Auge bestach, wie erst in der Wirklichkeit!

Obwohl nun der kleine Beschauer nicht Verstand genug besaß, auf die Schönheiten der einzelnen Theile einzugehen, so war der Eindruck, den das Ganze bei ihm hervorbrachte, nichtsdestoweniger ein Gefühl des höchsten Wohlgefallens, für welches er sich freilich keine Rechenschaft zu geben wußte.

Das Bild gefiel ihm außerordentlich, an das Warum? dachte er nicht.

Er betrachtete es ohne Unterlaß, sein Antlitz wurde,

ohne daß er es ahnte, von einem Lächeln verschönt, welches sich in Folge des Wohlgefallens nach und nach auf demselben niederließ.

Der Eindruck des Bildes war bei ihm so stark, daß er — und das mag dessen Macht am deutlichsten darthun — daß er in ihm sogar die eben erfahrene Enttäuschung verwischte, und an ihrer Statt ein Gefühl der Freude in seine Brust verpflanzte.

Während er im Anschauen des Bildes versunken war, überkam ihm ein Gedanke.

Die Brieftasche und deren Inhalt mußte er dem Vater geben, er kannte bis jetzt noch nicht die Bedeutung eines eigenen Besitzes, das Bild rief nun den Wunsch nach einem solchen in ihm wach.

Von diesem Bilde sich zu trennen, fiel ihm schwer, er beschloß, es vor dem Vater zu verheimlichen und für sich zu behalten.

Gedacht, gethan.

Das Bild wurde wie früher in das feine Papier gehüllt und verborgen, darauf schob er die Briefe wieder in das Portefeuille und machte sich rasch auf, um dem Vaterhause zuzueilen.

Als er dieses erreichte, fand er den Vater seiner an der Thüre harrend.

Bist du endlich da, Hansl? fragte dieser.

Ja, Vater!

Du bist lange ausgeblieben!

Ich habe aber auch sehr viel ausgerichtet!

So? Wird sicher was Ordentliches sein! Komm herein, hier ist's kalt, d'rin sollst du mir erzählen, wie du deine Sache angestellt und was du vollbracht hast. Tritt aber leise und behutsam auf, damit die Mutter nicht aufwacht, Du weißt, daß sie von dem, was wir Zwei thun, nichts erfahren darf.

Vater und Sohn schlichen nun behutsam in die Hütte, wo sie sich in der Vorderstube an einem Tisch zusammen-

setzten. Ersterer zündete ein Kerzenstümpchen in der Laterne an, worauf ihm der Knabe sein Erlebniß wahrheitsgetreu mittheilte.

Der alte Grasel hörte der Erzählung seines Söhnleins aufmerksam zu, nickte oft beifällig mit dem Kopfe, oder bezeugte seine Zufriedenheit durch eine andere Pantomime, — so daß der kleine Hans mit der Anerkennung von Seite seines Vaters zufrieden sein konnte.

Als der Knabe mit dem ersten Theile seines Erlebnisses zu Ende war, sagte der alte Grasel:

Du hast deine Sache gut gemacht, Hansl, deine Mühe wird uns indessen wenig nützen. Als ich dir befahl, den Fremden zu verfolgen, war ich der Meinung, er würde in der Teichmühle übernachten, in welchem Falle sich irgend etwas hätte unternehmen lassen, denn ich kenne diese Mühle von Innen und Außen, vom Blasl angefangen bis zur Frau Lari hinauf, die von ihrem Vater, dem alten Schulmeister in Meißau, statt 10,000 Gulden 10,000 alte Sprichwörter zur Mitgift bekommen hat, womit sie ehrliche Leute wie unsereins zur Verzweiflung bringt. Da aber der fremde Herr, den ich richtig für einen gnädigen Herrn gehalten hatte, wie du sagst, mit den Müllerpferden gleich weiter reisen wird, so finden wir, bis wir wieder hinkommen, das Nest leer, und meine Spekulation ist zu Wasser geworden, bevor sie noch recht begonnen hatte.

Ich glaub', der Fremde kann kein gnädiger Herr sein, sonst hätten ihn die Müllersleute nicht mit „Herr Anton" angeredet; außerdem muß ich Euch sagen, Vater, daß er in seiner Brieftasche kein Geld hatte.

Woher weißt du das, Hansl?

Weil ich sie mitgebracht habe.

Was hast du mitgebracht?

Die Brieftasche. Hier ist sie!

Der Knabe übergab nun dem Vater seine Beute, und erzählte die Art und Weise wie er dazugekommen war.

Schau Bub', nahm der Alte nach dieser zweiten Mit-

theilung das Wort; du bist ein ganzer Kerl! Meiner Treu, solche Courage hätte ich dir nicht zugetraut, aus dir kann noch viel werden, aber zusammennehmen mußt du dich. Jetzt wollen wir den Inhalt der Brieftasche durchmustern.

Ihr werdet nichts darin finden als Briefe.

Hansl, hast du vielleicht das Geld?

Der Kleine ließ ihn nicht ausreden, sondern rief:

Oho Vater! was denkt Ihr von mir? Was sollt' ich mit dem Gelde anfangen?

Die treuherzige Miene, von welcher diese Betheuerung begleitet war, bestach den Alten, er ließ seinen Verdacht fallen und fing an die Briefe zu untersuchen.

Nach einer Weile sagte der Kleine:

Na, Vater, was ist's? Was enthalten die Briefe? Ihr nehmt ja einen nach dem andern in die Hand, seht ihn an, schüttelt den Kopf und legt ihn wieder bei Seite.

Ich verstehe diese Schrift nicht, antwortete der alte Grasel mißmuthig, die Briefe sind französisch geschrieben, denn da les ich „Monsigneur“, und das ist französisch.

Der Fremde, bemerkte der Knabe, war doch kein Franzos?

Macht nichts, er kann ja auch als Deutscher diese Sprache verstehen. Doch halt, da find' ich ein Papierstück, welches deutsch beschrieben ist, das will ich lesen.

Der Vater zog die Laterne näher an sich, und begann, wenn auch langsam, so doch bis auf die fremden Namen ziemlich verständlich Folgendes zu lesen:

„Martin Zeiner, jetzt Müller in der Teichmühle bei Wiedendorf hinter Straß.“

„Frau Storch heißt die Hebamme . . .“

„Dem Hauseigenthümer des Hauses in Währing an Miethe bezahlt . . . 50 Dukaten.

Von Sr. Hoheit dem Herzog zur Verrechnung erhalten 200 Louisd'or.

„Das Ausmauern und Herstellen der Gruft in . . .“

„Robert und Robertine, je nachdem . . .“

„Zu besorgen 200 Visitkarten mit dem vollen Namen **Arthur Herzog von Lointier.**“

„Blanchefleure, achtzehn Jahre alt.“

„Eine Wohnung für den Marquis Jules L'Espine . .“

„Die Loge der goldenen Weltkugel in der Josefstadt . .“

Damit endeten die Anmerkungen.

Der alte Grasel schüttelte den Kopf — der Knabe blickte den Vater neugierig an und erwartete das er die Stille breche.

Dieses geschah auch wirklich.

Hansl, sagte er,' ich kenn' mich in diesem Durcheinander nicht aus — so viel aber ist gewiß, der Mensch, dem dieses Papier gehört, ist mit hohen Herrschaften in Verbindung gestanden — und wenn dieser Mensch derselbe ist, der dem Teichmüller das Kind übergeben hat, dann ist dieses Kind gewiß nicht aus niederem Hause — das wollen wir uns merken, und diese Papiere aufbewahren. Vielleicht findet sich einmal ein Bekannter, der französisch versteht, der muß uns dann sagen, was die Briefe enthalten.

Was sind das für Briefe? fragte plötzlich eine hohle Frauenstimme, und Vater und Sohn fuhren überrascht empor, denn hinter ihnen, im Nachtkleide, stand die Gattin des Einen und die Mutter des Andern, und ließ auf Beiden ihre finstern Blicke ruhen.

Weder der Mann, noch viel weniger der Knabe hatten den Muth, die Frau, welche sie bei ihrer geheimen Unterhaltung überrascht hatte, anzuschauen.

Beide waren von dem Gegenstande ihrer Verhandlung so gefesselt, daß sie das Eintreten der Frau völlig überhört hatten, was ihre Verlegenheit nur vermehrte.

Was sind das für Briefe, wiederholte Frau Grasel die Frage, indem sie ihrer Stimme einen größern Nachdruck verlieh, wobei aus ihren Augen Blitze sprühten, welche von den Andern, wenn auch nicht gesehen, so doch gefühlt wurden, woher habt Ihr diese Briefe genommen?

Keine Antwort. Vater und Sohn blieben stumm.

Sie fuhr fort:

So ist es also wahr, was sich die Leute in's Ohr rannen, was mir die Nachbarn warnend zutrugen, und was zu glauben mein Herz sich bisher gesträubt hat, wenn gleich einzelne unläugbare Anzeichen das Gerede der Leute bekräftigten. Es ist also wahr, daß du ein schlechter Mensch bist, daß du heimlich Verbrechen begehst, und dein Kind, m e i n Kind, schon in seiner zarten Jugend auf diesen Weg hinüber leitest, um aus ihm einen Spitzbuben zu machen, einen Menschen, so schlecht wie du selber bist.

Weib, rief der alte Grasel, seinen Muth sammelnd, schweig oder —

Ich fürchte deine Drohung nicht, willst du mich morden? Da steh' ich, stoß zu, du wirst wohl ein scharfes Messer zu Handen haben, vielleicht steckt gar eines in deinem Stiefel; wenn man stehlen geht, so pflegt man sich mit dergleichen vorzusehen.

Ich kam nicht aus der Nähe unserer Hütte, murmelte der Gatte.

Um so schlimmer, dann war der Hans fort, dann hast du dein Kind auf Raub ausgeschickt, während du mir vorlogst, es diene einem Reisenden als Wegweiser zur Teichmühle. O nur zu, nur fort auf diesem Wege, Ihr werdet ein schönes Ziel erreichen.

Was dich anbelangt — wendete sie sich zu ihrem Manne — so kenne ich dein schlechtes Herz, deinen verdorbenen Sinn schon lange; daß du Verbrechen begehst ist mir freilich neu, was aber soll ich thun, kann ich, das schwache Weib, dich zwingen ein ehrlicher Mann zu werden? Ueber ein Herz, wie das deine ist, müssen Donnerschläge kommen, damit sie es entweder erschrecken oder zerschmettern. Was also dich betrifft, so geb' ich dich auf, kehr um, oder wandle fort auf diesem Wege, du bist alt genug, um zu wissen, was dir bevorsteht; wie du dich betten wirst, so wirst du schlafen.

Aber du — wendete sie sich klagend zu dem Knaben — du armes, verführtes Kind, was soll aus dir werden? Ich sehe, wie du einem Abgrunde zugehst, mir bricht das Herz

dabei, und ich kann dir nicht helfen, denn du hast keine Liebe zu mir. Dein Vater hat dein Herz dem meinen entfremdet, er schmeichelt deinem Hang zum Nichtsthun und zu Vergnügungen, während ich dich davon abhalten will; du hängst an dem guten Vater und meidest die strenge Mutter; wehe, daß es so gekommen ist, denn es wird zu keinem guten Ende führen. So jung und schon so verderbt! Hans, ich bitt' dich, laß ab von deinem Vater, und bitt' ihn, daß er, statt dich in die Schenke mitzunehmen, dich lieber in die Schule schicke, damit du nicht aufwachsest wie ein Wilder, der nicht weiß, daß es einen Gott gibt und einen Heiland, der für uns am Kreuze gelitten hat und gestorben ist. Noch nicht sieben Jahre alt und schon ein Dieb, in zweimal sieben vielleicht ein Räuber. O welch' eine schreckliche Zukunft!

Hans! Kind, rief die unglückliche Mutter mit der ganzen Gewalt, welche ihr die Liebe zu ihrem Sohne verlieh, geh' in dich, bessere dich, laß dich nicht zum Bösen verleiten, selbst von deinem Vater nicht; der Hang zum Verbrechen wurzelt sich schnell im jungen Herzen ein, wächst mit der Zeit zur Leidenschaft an, und dann ist man verloren. Weißt du was dir bevorsteht, wenn du fortfährst wie du begonnen? Du wirst Missethat auf Missethat häufen, Anfangs unentdeckt und verborgen, dann wird sich der Verdacht auf dich wälzen, und endlich die Gewißheit. Man wird auf dich fahnden, du wirst fliehen, dich verbergen. Wie ein wildes Thier wirst du dich aus der menschlichen Gesellschaft flüchten müssen, der finstere Wald, die schwarze Höhle werden die Wohnungen des Verbrechers sein; ausgestoßen aus dem Kreise der Besseren, wirst du nur unter deinesgleichen, unter Verbrechern heimisch, aber niemals sicher sein. Tag und Nacht verfolgt, Tag und Nacht in Angst und Ungewißheit schwebend, von Verrath umsponnen, wirst du endlich von dem Arme der Gerechtigkeit erfaßt werden, und dieser Arm wird dich emporheben, wird dich Tausenden Menschen hinhalten zum warnenden Beispiele, du wirst gewaltsam enden zwischen Himmel und Erde durch die Hand des Henkers.

Die eigenen Worte prägten das entsetzliche Bild in dem Geiste der aufgeregten Frau so deutlich aus, daß sie, vor demselben zusammenschauernd, einen Schrei ausstieß, welcher den Gatten und den Sohn erschrecken machte.

Der Knabe flüchtete sich furchtsam zum Vater, um gleichsam bei diesem vor den Drohungen der Mutter Schutz zu suchen.

Die unglückliche Frau, von dem neuen Beweise der kindlichen Abneigung auf's Höchste ergriffen, wollte auf ihren Mann losstürzen, blieb jedoch wie eingewurzelt stehen, und rief, in Thränen ausbrechend:

Du fliehst vor mir, Hans! Merk dir diese Stunde, du wirst bitter bereuen, was du jetzt gethan hast!

Nach diesen Worten verließ sie hastig die Stube.

Es waren die ersten Thränen, welche sie über ihren Sohn vergoß.

Ende der Einleitung.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Krems und Stein. — Kutsche und Kahn.

Drei Klöster sind es, die an der Donau gelegen und als die reichsten in den österreichischen Landen gepriesen werden.

Das Volk in seiner unverwüstlichen Derbheit und seinen immer treffenden Anspielungen hat ihnen charakterisirende Wahrzeichen angedichtet und nennt Göttweih den klingenden Pfennig, Mölk den vollen Metzen und Klosterneuburg den rinnenden Zapfen.

Zwei Städte sind es in Oesterreich, wovon die eine ebenfalls an der Donau gelegen, die vor allen andern einen Beinamen verdienen, den sie durch den Lauf von Jahrhunderten durch ihre unerschütterliche Treue gegen die Landesfürsten in vollem Maße sich erworben haben, war meinen die Bezeichnung: „die allezeit Getreue."

Wiener-Neustadt hat sie bereits erhalten, und Krems verdient sie zu erhalten.

Wir werden zu diesem Ausspruch veranlaßt, weil die Handlung unseres Gemäldes uns in die nächste Nähe dieser altherrlichen Stadt, wenn auch nur für Eine Nacht führt und weil beim Anblicke dieser alten verfallenen Ringmauern, dieser an eine düstere Zeit erinnernden Thorthürme, dieser alten Kirchen und Höfe, die Geschichten vergangener Zeiten an uns vorüberziehen und uns erinnern, daß hier ein Jahrtausend

auf uns herniederschaut und uns mahnt, daß wir es — wer möchte dies heutzutage glauben — mit einer alten Nebenbuhlerin Wiens zu thun haben.

O, lächelt nicht mitleidig, ihr, die ihr von Krems sonst wenig kennt, als Kremser Weiß, Kremser Senf und Kremser Simandeln, nehmt Euch die Mühe und les't nach in den Chroniken des Landes, und Ihr werdet finden, wie Krems in uralten Zeiten von seinen Fürsten geliebt und belobt ward, es einst seine eigene Münzstätte besessen, die erst unter dem glorreichen Leopold nach Wien übertragen wurde, wie es einst wohlhabender und reicher als Wien gewesen, so zwar, daß es den Neid böser Nachbarn geweckt und Heinrich, der wilde Kuenringer, der Hund zubenamset, von seiner mächtigen Burg niederstieg, um Krems zu erobern und zu schleifen.

In Krems war es, und noch jetzt zeigt man in der Burggasse das Haus, wo (1267) Margarethe, die verstoßene Gattin Ottokar's von Böhmen, sich abhärmte und starb, jenes Ottokar, dessen „Glück und Ende" unser großer heimischer Dichter so herrlich besungen hat.

Vergebens belagerte König Podiebrad von Böhmen die treue Stadt (1462), sie öffnete erst die Thore als Kaiser Friedrich befahl, den Böhmenkönig und seinen Sohn Viktorin gastlich zu bewirthen.

Hier war es, wo derselbe Kaiser eine Zufluchtsstätte fand, als Mathias Corvinus ihn aus seiner Residenz vertrieb (1477) und neun Jahre später wurde Krems von demselben Feinde vergebens belagert; Stein bezwangen die Ungarn, Krems nicht.

Kennt ihr den Ursprung der Kremser Simandeln?

Ich will ihn Euch erzählen.

Anno 1619 war es, als die rebellischen Böhmen unter ihrem Feldobersten Karpizan in Oesterreich einfielen und gegen Krems heranzogen.

Die Kremser Männer machten sich baß auf, bewaffneten sich und verließen die Stadt, um die Böhmen zu schlagen.

Aber die bürgerliche Soldateska, so laudabel auch dero

willfähriger Eifer gewesen, so große Glorie sie auch zu erschwingen hofften, so waren sie doch in den Artibus bellicis gar wenig informirt, und so that es sich gar bald herausstellen, daß sie durch die Rebellen von ihrer lieben Stadt Krems getrennt, oder, wie man heut zu Tage sich ausdrückt, abgeschnitten wurden

In Folge dieser Malitia machte sich das ganze Kremser Weibsvolk ohne Saumnuß auf die Beine, begab sich auf die Mauern — sollte eigentlich heißen hinter die Mauern — sothaner Stadt und stritt so wacker mit dem Feinde, daß er die Belagerung aufheben und mit langen Nasis abziehen hat müssen.

Als nach dieser Gloria faeminini die Kremser Masculini heimkehrten, gab es in der ganzen Stadt ein gar Gespötte und Gehöhn von Seiten des Weibsvolkes, welches die Stadt defendiret hatte, während die abgeschnittenen Mannen außen in calamitate comuni — zu deutsch auf Kommunal-Unkosten — herumvagabundirten und sich um den Reichsfeind einen blauen Teufel geschoren hatten.

Ad perpetuum memoriam huius negativae virtutis, das heißt, zum Andenkniß dieses kremserischen Uebungsmarsches wurde dort eine Simandel-Bruderschaft gestiftet, wo die Weiber kommandiren und die Männer pariren müssen, welche Bruderschaft sich bald mit reißender Schnelligkeit ausdehnte und jetzt überall ihre Anhänger zählt.

Gegen die Schweden unter Torstensohn wetzten die Kremser die Scharte aus; der steinerne Krieger (auf der Ringmauer nächst dem Pulverthurme), dem die Schweden weil sie ihn für einen lebenden Soldaten hielten, den Kopf weggeschossen, wurde als das „steinerne Mandl ohne Kopf“ zum Wahrzeichen der Stadt.

Man kann von Krems nicht sprechen, ohne zugleich an Stein zu denken; Krems und Stein, sagt der Volkswitz, sind drei Orte, das Und als der dritte Ort ist nämlich das ehemalige Kapuzinerkloster, jetzt Militärspital, welches

zwischen beiden kaum eine Viertelstunde von einander entfernten Städten erbaut ist, und gleichsam einen Ort für sich bildet.

Eine herrliche fruchtbare Landschaft umgibt die Nachbarstädte; am Fuße ausgedehnter Rebenhügel gelegen, rauscht die Donau in ihrer vollsten Breite an ihnen vorüber und trägt willig die Lasten, welche ihr in Stein, dem Stapelplatze Mährens, für den Donauhandel und dem Hafen von Krems aufgebürdet werden, um Niederösterreich, besonders aber Wien, mit Obst, Wein und Holz zu versehen.

Die Zeit, in welcher wir diese Städte betreten, ist der Weinmonat des Jahres 1815.

Der Herbst ist schon vorgerückt und das Fest aller Heiligen eben vorüber.

Der Segen der Berge gährt bereits in den reifumschlungenen Gehäusen, die Fruchtbäume sind schon geplündert und tragen nur noch als letzten Rest ihres Schmuckes vergilbte Blätter, deren sie der erste Spätherbststurm berauben wird, um sie den Winter über ganz kahl und nackt zu lassen.

Die Schifffahrt auf der Donau ist noch ungehemmt, der Herbstsegen der Oberlande schwimmt lustig hinab auf Barken, Pletten und Booten, um in Wien am weltbekannten Schanzel gelandet zu werden.

Der Abend ist ruhig und herbstlich heiter; in den Nachbarstädten verliert sich das seit zwei Tagen regere Leben in das Innere der bescheidenen Häuser, denn der nahe Strom weht eine Kühle heran, die wohl im Sommer angenehm, jetzt aber im Spätherbste sehr frostig zu werden drohte.

Um diese Zeit bemerken wir zwei Fahrzeuge, die sich in der Richtung gegen Krems bewegen, das eine zu Land, das andere zu Wasser; das erstere, eine Kalesche, fährt auf der Straße von Hadersdorf daher und befindet sich gerade in der Höhe von Lautersdorf, während das andere, ein Kahn, so eben um die Ecke der Ronndorf-Au gleitet.

In der Kalesche befindet sich eine einzelne Dame und im Kahne ein einzelner Mann; dort lenkt ein Postillon die Pferde, hier hanthiert ein Schiffer mit dem Ruder.

Die beiden Reisenden stehen in keiner Verbindung mit einander, die Dame gehört offenbar der vornehmeren Gesellschaft an, der Mann hier zählt zu dem niederen Bürgerstande, wir haben sie zugleich ins Auge gefaßt, weil ein Zufall sie zu gleicher Zeit daherführt, und weil wir die Aufmerksamkeit der Leser gleichzeitig auf beide Personen richten wollten, die sie näher kennen lernen werden.

Die Kalesche hielt vor dem Kremser Posthause, wo zur Weiterfahrt frische Pferde vorgespannt werden sollten.

Der Postmeister, nachdem er sich aus den erhaltenen Papieren über den Stand der Reisenden informirt hatte, näherte sich dem Wagen, den zu verlassen die Dame keine Miene machte, brachte den entblößten Kopf ehrerbietig in die Nähe des offenen Kutschenfensters und sagte mit einer Devotion, wie sie damals bei der Post gar selten anzutreffen war:

Gnädige Frau wünschen solgleich weiter zu reisen?

Die Dame, die nebenbei bemerkt, sehr dicht verschleiert war, ließ ein einfaches „Ja!“ hören.

Ich erlaube mir, Sie aufmerksam zu machen, daß es bereits zu dunkeln beginnt.

Was liegt daran?

In gewöhnlichen Zeiten nichts, ganz recht, gar nichts; allein jetzt . . .

Die Dame unterbrach den Postmeister.

Nun jetzt? Sind jetzt ungewöhnliche Zeiten? Haben Sie keine Pferde im Stalle?

O, bitte gnädige Frau, Hufe genug im Hause, sechsmal so viel Hufe als Füße, allein die Dunkelheit—

Was liegt an der Dunkelheit? Wir leben im tiefsten Frieden . . .

Excusiren, Madame, von Krieg ist auch keine Rede, wer sollte jetzt auch Krieg führen? Den Bonapart' haben die Engländer solo gefangen und wir Andern sind froh, wenn wir Ruhe haben; der Bonapart trübt uns kein Wasser mehr, jetzt ist's ein Anderer, der das Land unsicher macht.

Was Sie sagen!

Ja, gnädige Frau, es ist so, und ich halte es für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen.

Mein Herr, Sie versetzen mich in Staunen!

Der Postmeister fuhr fort:

Wer jetzt nicht muß, unterläßt es gewiß in hiesiger Gegend zur Nachtzeit zu reisen; gnädige Frau sind allein, eine schwache Dame gegenüber einem ungeschlachten wilden Kerl in einem finstern Walde.

Es treibt sich also hier eine Räuberbande herum?

Und was für eine! Man ist seines Eigenthums nirgends sicher. Heute heißt es, in Gföhl haben sie eingebrochen, morgen in Zwettl, übermorgen in Horn. Das Gesindel muß Flügel haben, oder muß durch's ganze Waldviertel verzweigt sein; heute gilt es einen reichen Müller, morgen einer Amtskassa und übermorgen gar einem Pfarrhof. Was passirt neulich einem meiner Postillions? Ich will's Ihnen in aller Schnelle erzählen.

Der Bursch ritt gemüthlich auf dem „Sattligen"*) daher, ließ den „Handigen"**) frei hinter sich nachtrotteln und rauchte sein Pfeifchen.

Auf einmal stand ein alter Mann vor ihm, der aussah wie die sieben theuern Jahre und winselte:

O, mein guter Herr Postillon, ich bin krank und kann nicht weiter, nehmt mich mit nach Krems.

Wie kann ich Euch mitnehmen? fragte mein Knecht, Ihr seht ja, daß ich keinen Wagen führe.

O, mein Gott, klagte der Andere, im Nothfalle könnte ich ja auch auf dem Pferde sitzen bleiben, wenn Ihr mich hinaufließet.

Der Narr steigt richtig vom Pferde, hebt den Mann in den Sattel und schickt sich an, nebenher zu Fuße zu gehen.

Vergelt's Gott, Herr Postillon, begann der Kranke wieder, o, Sie thun wirklich ein gutes Werk an mir, denn ich

---

*) Sattelpferd.
**) Handpferd.

hätt' auf der Straße liegen bleiben müssen, so müd' und matt war ich; aber was Sie da für ein schönes Posthorn haben, Sie versteh'n es gewiß, recht hübsche Stückchen zu blasen, ich bitte Sie, blasen Sie ein lustig' Liedchen, ich bin gar ein großer Musikfreund.

Mein Knecht, ein Schaf erster Klasse, nimmt richtig das Posthorn und blast dem Spitzbuben eins vor.

Der Kranke hörte wohlgefällig zu, und als der Postillon zu Ende war, sagte er:

Ah, Sie blasen perfekt, was meinen Sie, könnt' ich denn auch einen Ton herausbringen, wenn ich's versuchte.

Der Knecht gibt ihm arglos das Posthorn in die Hand, dieser setzt an, fangt an zu blasen, als wenn er die Kremser Stadtmauer völlig hätte niederblasen wollen, zu gleicher Zeit aber reißt er das Pferd herum, setzt über den Graben, der „Handige," der vorne das Posthorn hört, springt nach; bevor mein Knecht erst recht wußte, was der Andere im Sinn hatte, flog dieser über den Sau-Büh! gegen den Spiegelberg zu, und auf ja und nein fort war er wie verschwunden.

Und die Pferde, fragte die Reisende, haben Sie die Pferde nicht zurückbekommen?

So was fällt dem Spitzbuben nicht ein; aber das Posthorn schickte mir der Schelm am andern Tage zurück, dazu einen freundlichen Gruß von meinen Pferden —

Und was vermuthen Sie, wer war der Gauner?

Wer's war? Der Grasel war's und kein Anderer?

Wer ist dieser Grasel?

Wie, Sie haben von dem Grasel noch nichts gehört? Von dem Haupt-Räuber und Erzspitzbuben? O dieser Grasel, ich werde ihm meine beiden Pferde nie vergessen!

Sie widerrathen mir also heute noch weiter zu reisen?

Allerdings, gnädige Frau?

Die Dame besann sich eine Weile, dann entgegnete sie:

Es sei, ich habe keinen besondern Grund zur Eile,

ich will mich Ihrem Rathe fügen, und hier in Krems übernachten.

Ich fürchte, gnädige Frau, Sie werden in Krems keine Unterkunft finden?

Warum nicht?

Weil hier eben der Jahrmarkt abgehalten wird, der alljährlich auf den achten Tag nach Simon und Judä fällt, die Gasthäuser sind daher überfüllt.

Aber mein Gott, wenn ich hier bleiben soll, kann ich doch nicht in der Kutsche übernachten?

So weit soll's nicht kommen, gnädige Frau, ich befehle einzuspannen und lasse hinüber Sie nach Stein fahren, wo Sie gewiß Unterkunft finden werden. Morgen um die von Ihnen zu bestimmende Stunde sende ich Ihnen die Pferde zur Weiterreise hinüber.

Die Dame war damit einverstanden.

In wenigen Minuten fuhr die Kalesche durch die schattige Allee, welche Krems und Stein verbindet.

. . . .

. . . .

. . . .

Während dieser Scene vor dem Kremser Posthause glitt der Nachen, den wir mit der Kutsche zugleich in's Auge gefaßt hatten, die Donau hinab und landete in Stein.

Der Reisende erhob sich, gab dem Fährmanne Geld, nahm dann ein Ränzchen auf den Rücken, einen Knotenstock zur Hand und verließ nach einem flüchtigen Gruße das Fahrzeug.

Wir wollen ihn näher betrachten.

Seinem Aeußeren nach haben wir einen Handwerksburschen vor uns, einen jener sommerlichen Zugvögel, die mit dem ewig jungen Refrain: „Ein armer Reisender!" aller Herren Länder durchzieh'n, und denen von gewissen Tafeln herab in der einfach klassischen Inschrift: „Hier ist das Betteln und Fechten verboten," die ewige Urfehde droht.

Eine enge graue Hose, hohe Stiefel, eine Jacke, ein nachläßig umgeschlungenes Halstuch, ein mit einem Futteral von Wachstaffet überzogener Hut bildete seine Kleidung. Sie war im Ganzen ordinär, aber anständig, man konnte ihrem Eigenthümer den Vorwurf der Liederlichkeit nicht machen.

Was seine Erscheinung betraf, so war sie derb und kräftig, eine untersetzte Gestalt mit starken Gliedern; ein volles bärtiges Antlitz, große lebhafte Augen und langes schwarzes Haar verliehen ihm ein männliches Aussehen, welches, wenn auch nicht Liebe, so doch Achtung, wenn auch nicht Vertrauen, so doch Respekt einflößte.

Dem Alter nach mochte er in der Mitte der Zwanzig stehen, doch verrieth sein brauner Teint und überhaupt sein ganzes abgehärtetes Wesen, daß er schon viel erlebt und mit Wind und Wetter schon manchen Strauß durchgekämpft hatte.

Unser Mann nahm seinen Weg gegen eines der Häuser an der Donauseite, welches sich durch ein verwischtes Schild als Gasthaus signalisirte.

Dort trat er in die Schankstube, nahm, ohne sich um die anwesenden Gäste zu kümmern, Platz, legte das Ränzchen neben sich auf die Bank, stellte seinen Knotenstock zwischen die Beine und befahl Wein und etwas zum speisen.

Der Wirth, ein langer, hagerer Pfahlbürger mit einem grünen Käppchen und blauem Vortuch, einer jener Kremser, die in Eselstein geboren, in der Gänseweide erzogen und in Hohenstein*) groß und lang werden, dieser Herr Wirth, sagen wir, betrachtete zwar den neuen Gast ein wenig scheeläugig doch brachte er ihm, was er verlangte, und kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Nach einer Weile jedoch rief ihn der Wandersmann zu sich.

Herr Wirth, begann er, ich werde heute nicht weiter reisen.

Der Angeredete machte bei dieser Kundgebung eine Miene, als wollte er sagen: „Was geht das mich an?“

---

*) Drei kleine Vorstädte von Krems.

Der Fremde fuhr fort:

Sie werden daher die Güte haben mir ein Zimmer aufzusperren.

Thut mir leid, versetzte der Gastgeber rasch und mit einer abwehrenden Bewegung, meine sämmtlichen Nummern sind bereits besetzt. Ich habe drei Zimmer und ein Kabinet, aber für heute ist schon Alles vergeben.

Da die ungläubige Miene des Fremden Mißtrauen in die Worte des Steiner Hotelbesitzers verrieth, so beeilte sich dieser hinzuzusetzen:

Ja, sehen Sie, mein Bester, wenn in Krems Markt ist, geht es bei uns immer so. Vor kaum einer Minute hat der Kremser Postmeister durch seinen Schreiber das noch vakante Kabinet für eine Dame bestellt, die drüben keine Unterkunft mehr fand.

Sie sind also im Ernste nicht in der Lage meinen Wunsch zu befriedigen?

Thut mir leid, es ist nicht möglich, es ist wie gesagt Alles besetzt, und auf dem Heuboden darf von Polizeiwegen kein Fremder untergebracht werden.

Bei dieser Aeußerung, welche gar zu deutlich verrieth, wie gering der Wirth seinen Gast taxirte, schoß diesem das Blut in das Antlitz, so daß die Röthe durch den Bart hervorleuchtete. Er wollte eben mit einer Antwort losbrechen, als eine Aufwärterin herbeikam, den Wirth am Arme faßte und zu ihm sagte:

Herr Vetter, Sie möchten ein wenig herauskommen, die Frau Mahm*) will Ihnen — —

Sie hatte den Satz jedoch noch nicht vollendet, als ihr Blick zufällig auf den Fremden fiel, und das Wort ihr auf der Zunge erstarb.

Sie erstarrte — wurde todtenbleich — und mußte sich an den Wirth halten, um nicht umzusinken.

*) Muhme.

Der erstaunte Vetter faßte sie am Arme und führte sie aus der Gaststube.

Was fehlt dir denn? fragte er, draußen angelangt, bist du unwohl?

O — mein — Herr — Vet—ter, stotterte das Mädchen, ich — bin — nur so — er—schrocken.

Warum bist du erschrocken?

Der — Frem—de ....

Was ist's mit dem Fremden? Kennst du ihn?

Das Mädchen zitterte wie Espenlaub, zog den Gastgeber an sich und flüsterte ihm in's Ohr:

Um Gotteswillen, Herr Vetter, wir sind verloren, der Fremde ist — der Grasel!

Zweites Kapitel.

Der Grasel.

Bei dem Namen „Grasel“ machte der Wirth einen Luftsprung und rief: „Alle guten Geister!“ dann glotzte er das Mädchen an, denn — jetzt war die Reihe des Stammelns an ihm — und sagte:

Ma—rie — ist's — mö—mö—mög—lich?

Ja, Herr Vetter, ich sag's Ihnen, das ist der Grasel!

Auf diese Versicherung hin begann der Steiner Hotelbesitzer sich mit zitternden Fingern hinter beiden Ohren zu kratzen, wendete sich verlegen von einer Seite zur andern, und da er in dieser höchst kritischen Situation keinen Rath fand, sagte er mit ängstlicher Beklommenheit:

Um Gotteswillen, Mädel, sei still, sag' Niemanden eine Silbe; wir wollen mit der Frau sprechen.

Unter der Bezeichnung „Frau“ verstand der Wirth seine Gattin, zu welcher er sich auch mit dem Mädchen verfügte.

Wir wissen nicht, ob selbiger Herr Wirth ein wirkliches

Der — Gra — sel — bei — uns?

Der Wirth erzählte ihr in wenig Worten die Scene mit dem Fremden und die Aufwärterin mußte ihre Behauptung wiederholen.

Frau Eva erholte sich nach und nach von dem Schreck und gewann ihre Ruhe wieder.

Ich denke, schloß ihr Gatte seine Rede, wir thun am besten, wir zeigen den Fall sogleich dem Herrn Bürgermeister an . . .

Bei Leibe, rief die Dame auffahrend, das hieße in ein Wespennest stechen.

Aber Gattin bedenk' doch, unser Herr Bürgermeister —

Hat kein Wespennest, das weiß ich, aber der Grasel hat eines! denk' nur an Meißau, wo man den Grasel auch fangen wollte, haben sie ihn bekommen? Nein! Brandbriefe haben sie gefunden, und die Meißauer, in Angst daß er ihnen den Markt an vier Ecken anstecken wird, müssen jetzt wie die Nachtwächter herumpatrouiliren. Im Sommer geht es noch an, da sind die Nächte kurz, aber im Winter, die ganze lange Nacht im Schnee herumstreifen und die armen Frauen zu Hause allein und in Angst liegen lassen, für solche Bescheerung dank ich. Ich laß mir meine Ruhe nicht rauben und mein Haus nicht überm Kopf anzünden.

Wenn es uns aber gelingt, den Grasel festzunehmen, dann haben wir ja nichts mehr zu fürchten.

Von ihm freilich nicht, aber desto mehr von seinen Gesellen, die sind noch schlechter wie er, und das ist das Wespennest. Kurz und gut, was uns nicht brennt, löschen wir nicht, wir kennen den Grasel nicht und kümmern uns um unsere Gäste nicht; — und du — dies galt der Aufwärterin — wenn du nur mit einem Laut verräthst, daß der Grasel bei uns war, so wirst du fortgejagt. Jetzt aber geh' ich hinein, um bei ihm wieder gut zu machen, was du — dies galt dem Gatten — verdorben hast.

Während dies theils in der Küche, theils in dem Haus-

oder blos ein korrespondirendes Mitglied der Kremser Simandel-Bruderschaft war, so viel aber wird durch die Thatsachen erhärtet, daß er von seiner zweiten Hälfte in einem hohen, der männlichen Würde keineswegs schmeichelhaften Grade beeinflußt wurde, daher er auch in allen kritischen Fällen seine Zuflucht zu ihr nahm. Daß die Anwesenheit des Räuberanführers Grasel in seinem Gasthofe ein sehr kritischer Fall war, braucht nicht erst versichert zu werden.

So wie die Aufwärterin den Herrn Vetter, so zupfte nun der Herr Vetter die Frau Mahm am Arme.

Du Frau, geh, komm ein wenig bei Seite.

Was gibt's fragte das kugelrunde Donauweibchen — die Wirthin war nämlich eine geborne Fischerstochter, die in einem Kahn das nasse Licht der Donau erblickt hatte, daher sie auch in ganz Krems und Stein das Donauweibchen genannt wurde — was gibt's? Ist vielleicht wieder eine Gelsen gestolpert, oder hat sich eine Fliege den Arm ausgekegelt?

Bei diesen höhnischen Fragen richtete sie ihre Goldhaube zurecht, schob den Schlüsselbund, der am Vortuchband hing, mehr gegen die linke Hüfte und erwartete mit in die Seiten gestemmten Armen die Antwort des Gatten.

Everl, wir sind verloren, wenn wir nicht klug handeln.

Was gibt's denn?

Der Grasel ist bei uns!

Merkwürdig! Sogar diese brennendrothe Frau Wirthin wurde, als sie die Hiobskunde vernahm, todtenblaß; sogar diese kugelrunde, muthige Frau, die am Kirchweihfeste noch jede Rauferei durch ihr Dazwischentreten mit mächtigem Arme zertheilte, während die Kremser und Steiner Policeman's dem „Schlachten" keinen Einhalt zu thun vermochten, sogar diese Frau, der man doch gewiß den Vorwurf schwacher Nerven nicht machen konnte, fing zu zittern an, als sie hörte, der gefürchtete Räuberanführer befinde sich in ihrem Hause.

Wie zuerst die Aufwärterin, dann der Herr Vetter, so verlor jetzt auch die Frau Mahm ihren Redefluß und stammelte:

flur vorging, harrte der Gegenstand dieser Verhandlungen der Rückkehr des Wirthes und gab durch sein düsteres Hinstarren zu erkennen, das er das geringschätzige Benehmen des Gastgebers noch keineswegs überwunden habe.

Das Erscheinen der Wirthin weckte ihn aus seinen Gedanken.

Mein Herr, begann das Donauweibchen sehr freundlich, Sie haben vorhin von meinem Manne ein Extrazimmer für die Nacht verlangt . . .

So ist's, Madame, und ihr Gatte war impertinent genug . . .

Mein Mann ist ein Gimpel, unterbrach ihn die Wirthin eben so rasch als kurz, er weiß nicht, was er spricht; es ist wohl wahr, unsere Lokalitäten sind bereits sämmtlich besetzt, allein besäße mein Mann nur einen Funken Geist und den einem Gastwirthe nöthigen Scharfblick, so würde er sich durch Ihr Aeußeres nicht haben täuschen lassen, und hätte Sie gewiß mit mehr Aufmerksamkeit behandelt.

Diese Worte verfehlten nicht, den Reisenden stutzig zu machen, seine Miene verrieth Befremden, welches gar bald einer leicht erkennbaren Verlegenheit Platz machte.

Es ist kein Zweifel er ist's! dachte das Donauweibchen, that jedoch, als habe sie nichts bemerkt und fuhr fort:

Ich bitte Sie demnach, auf die Außerungen meines Mannes keinerlei Gewicht zu legen und mir zu folgen. Ich werde Sie in meinem Kabinette einlogiren und Sorge tragen, daß Sie keinen Grund zu Klagen haben werden.

Der junge Mann sah die Wirthin erstaunt an, doch gewann sein Antlitz eine freundlichere Miene, er schlug die angebotene Begünstigung nicht aus und machte die Bemerkung, daß er seine Zeche anständig bezahlen werde.

Frau Eva produzirte eine Pantomime, die sagen sollte: „Davon ein andermal“ und führte nun den Gast in höchst eigener Person in das erste Stockwerk, wo sich das für ihn bestimmte Kabinet befand.

Diese unerwartete Auszeichnung blieb nicht vereinzelt

Der junge Mann hatte sich's kaum bequem gemacht, so erschien auch schon die Aufwärterin und begann ein Souper zu serviren, in seinen Bestandtheilen zwar etwas derb und bürgerlich, aber frisch und schmackhaft — dazu mehrere Bouteillen vortrefflichen Weines, echt österreichisches Blut; der Gast, der nichts befohlen hatte, lächelte über die eigennützige Zudringlichkeit, denn er wähnte, man wolle sich für das Nachtquartier zum Theil auch durch eine erhöhte Zeche bezahlt machen.

Er ließ indessen die Leute gewähren und genoß was ihm beliebte.

Einige im Nebengemache zwischen zwei Frauen gewechselte Reden machten ihn zuerst auf seine Nachbarschaft aufmerksam; als die Aufwärterin später bei ihm eintrat, um den Tisch abzuräumen, fragte er sie, wer denn die Dame nebenan sei?

Sie ist eine Fremde, die ebenfalls bei uns übernachtet, sie kam mit Extrapost nach Krems und wird morgen Früh abermals mit Post von hier abreisen.

Hat sie Begleiter?

Sie reist ganz allein.

Wahrscheinlich eine alte Frau?

Im Gegentheil.

Also jung?

Jung und schön.

Sonderbar, ein junges Mädchen, das allein reist —

Um Vergebung, sie ist kein junges Mädchen, sondern eine junge Frau.

Sie wissen vermuthlich auch ihren Namen?

Nein, den weiß ich nicht, ich hörte nur, wie mein Herr Vetter sie mit „gnädige Frau“ anredete.

Das Eintreten der Wirthin unterbrach die Unterhaltung, ein Wink von ihr entfernte die Aufwärterin, so daß sie mit dem Reisenden allein blieb.

Nun, mein Herr, begann hierauf das Donauweibchen mit

pfiffig lächelndem Vollmondsgesichte, wie hat Ihnen meine Küche zugesagt?

Vortrefflich!

Wie steh' ich bei Ihnen in Gnade?

Der Reisende lachte.

Ich meine, einer Frau Wirthin in Stein wird an der Gnade eines unbedeutenden Reisenden wohl wenig gelegen sein.

Die Dame lächelte noch pfiffiger als früher, spielte mit ihren Schlüsseln und erwiderte:

Unbedeutend? So ganz unbedeutend gerade nicht. Uebrigens geht das mich nichts an, ich weiß nichts und will auch nichts wissen; ich bitte nur, nie zu vergessen, daß Sie in dem Gasthause des Herrn Sebastian Spiegel von seiner Gattin Eva Spiegel gastfreundlich aufgenommen und bewirthet worden sind, denn daß ich es Ihnen nur gleich heraussage, von Zechezahlen darf bei Ihnen keine Rede sein, Sie sind unser Gast, das heißt, mein Gast, und die Frau Eva hat sich noch nirgends spotten lassen, wo ihre Ehre und Reputation auf dem Spiele standen.

Der Reisende hörte diese Herzensergießung mit Staunen an und erwiderte dann:

Madame, ich weiß nicht wie ich dazu komme mich Ihrer Gunst in so hohem Grade zu erfreuen. Kennen Sie mich?

Ich habe Ihnen schon gesagt, ich weiß nichts; ich will von nichts wissen.

Sie bewirthen einen Fremden.

Fremd oder nicht, das ist gleichviel, lassen Sie sich's heute Nacht wohl bekommen und morgen —

Morgen, unterbrach sie der Fremde, werde ich über alle Berge sein.

Kann mir's denken! bemerkte die Wirthin.

Ich will sehr zeitlich aufbrechen —

Je zeitlicher, desto besser! dachte das Donauweibchen, ohne es indessen laut zu sagen.

Wenn es also Ihr Ernst ist, von mir kein Geld zu nehmen. —

Zweifeln Sie ja nicht daran —

Dann muß ich mich für Ihre Gastfreundschaft schon heute bedanken.

O, bitte, machen Sie keine Umstände, ist sehr gerne geschehen.

Darauf begann die Wirthin sich zu empfehlen, wünschte ihrem Gaste sanft zu ruhen und glücklich zu reisen und wollte sich eben entfernen, als ihr noch etwas einfiel.

Sie begab sich zu dem Fremden zurück, näherte sich ihm geheimnißvoll und lispelte ihm gewissermaßen vertraulich in's Ohr:

Nicht wahr, Sie werden sich gleich zu Bette begeben?

Der Reisende blickte sie fragend an.

Sie werden sich die Nacht hindurch ruhig verhalten?

Noch größeres Staunen von der andern Seite.

Sie werden nichts unternehmen was mein Haus —

Madame, rief jetzt der Fremde auffahrend, ich begreife Sie nicht —

Um Gotteswillen, bat die Wirthin ängstlich, nur nicht böse werden, ich habe es Ihnen ja schon gesagt, ich weiß von nichts, ich will von nichts wissen: ich kenne Sie nicht, ich will Sie nicht kennen, mir ist nur wegen der schönen vornehmen Dame, ja vornehm ist sie gewiß, denn sie hat viel Schmucksachen.

Sind Sie unbesorgt, ich weiß wie ich Damen gegenüber mich zu benehmen habe.

Um ihren Gast nicht neuerdings zu erzürnen, empfahl sich die Wirthin zum zweiten Male und entfernte sich nun in Wirklichkeit.

Das muß man dem Grasel lassen, murmelte sie, während sie die Treppe hinabkeuchte, er wäre ein hübscher Mann, wenn er nur keinen so abscheulichen Bart trüge Auch galant ver steht er zu sein, das heißt, wenn er es der Mühe werth findet — Ach, wenn der Spitzbube nur schon wieder aus meinem

Hause fort wäre! Ich fürchte, ich fürchte, es wird heute Nacht noch was geben!

Drittes Kapitel.

Wie der Mann aus dem Kahn und die Dame aus der Kalesche sich kennen lernen.

Ein Zufall hat es gefügt, daß der junge Reisende, der die Donau herabgeschwommen kam, und die junge Dame, welche in einer Kalesche anlangte, für eine Nacht, die sie im Gasthofe zu Stein zu brachten, Nachbarn wurden; die Kabinette, welche sie angewiesen erhielten, waren nur durch eine dünne Ziegelwand getrennt, und man hörte bequem in dem einen, was in dem andern auch nur halblaut gesprochen wurde.

Der junge Mann erfuhr über seine Nachbarin, daß sie jung, hübsch und vornehm sei, es war daher natürlich, daß er Verlangen trug, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Die Dame, als sie ohne Arges zu denken, sich bei der Wirthin um ihre Nachbarschaft erkundigte, erhielt geheimnißvoll die Worte zugelispelt:

Ihr Nachbar ist ein junger Mann, der wie ein Handwerksbursche aussieht, hinter dem aber ganz etwas Anderes steckt.

Dieser Orakelspruch der Stein'schen Pythia, lenkte die Aufmerksamkeit der Reisenden zuerst auf ihren Nachbar, sie lauschte, hörte seine Unterhaltung mit der Wirthin, und machte die Bemerkung, daß der junge Mann sich nicht nur manierlich ausdrückte, sondern daß auch seine Mundart seine Art zu sprechen von jener der gewöhnlichen Handwerksburschen sich sehr vortheilhaft unterscheide. Der Orakelspruch der Frau Spiegel schien demnach keineswegs aus der Luft gegriffen.

In dem Busen der jungen Dame erwachte nun die

Neugierde, und es drängte sie zu wissen, welche berühmte Persönlichkeit hinter dem bescheidenen Inkognito stecke.

Beide Nachbarn hegten also, und zwar ein Theil ohne Wissen des anderen, den Wunsch, sich zu sehen. Beide dachten aber nicht daran, die Erfüllung dieses Wunsches durch irgend einen ungewöhnlichen oder gar auffälligen Schritt herbeizuführen.

Es war, wenn wir uns so recht ausdrücken dürfen, ein bescheidenes, spießbürgerliches Sehnen, welches sicherlich unbefriedigt geblieben wäre, wenn nicht ein Zufall es begünstigt hätte.

Die Nacht war bis zur zehnten Stunde vorgeschritten, als sich plötzlich jenseits der Donau der Himmel zu röthen begann, und von den Thürmen der Städte Krems und Stein das Feuerzeichen erdröhnte.

Die kaum eingetretene Ruhe war verscheucht, die Straßen belebten sich, man eilte hinaus, um nach der Stätte des Unglücks zu spähen.

Frau Eva stürzte beim ersten Feuerrufe aus der Küche, wo sie noch immer hantirte, auf die Straße und rief, sich augenblicklich orientirend:

Heiliger Floriani, das Feuer ist jenseits der Donau im Ziegelofen, hinter der großen Lacken!

Ein Gedanke, der ihren Kopf durchschoß, ließ sie auf ihren Gatten zustürzen, der unweit davon stand.

Seinen Arm fassend, zog sie ihn in's Haus und an Händen und Füßen zitternd, rannte sie ihm in's Ohr:

Um aller Heiligen Willen, Sebastian, schau hinauf, ob der Grasel noch oben ist?

Bei dieser Erinnerung an seinen misteriösen Gast durchfuhr es den Gastwirth wie eine Legion böser Geister, und er begann nun ebenfalls zu beben.

In diesem Momente dem Räuber entgegen treten, dünkte ihm eine Aufgabe, welcher sich zu unterziehen weder seine Kraft, noch viel weniger sein Muth ausreichte.

Die Furcht überwand den Geist der Subordination, der den Kremser Ordensritter stets beseelte, und machte ihn zum Empörer gegen seine Gattin und Herrin.

Everl, stammelte er, ich geh' nicht hinauf. Ich habe den Grasel nicht in's Haus gerufen, ich hab' ihm keine Unterkunft angeboten, ich trage weder die Folgen seiner An- noch seiner Abwesenheit.

Dieser unerhörte Widerspruch ihres Gatten regte die Wirthin fast noch mehr auf, wie die Feuersbrunst jenseits des Stromes und die Anwesenheit des gefürchteten Räuberchefs in ihrem Hause.

Sie prallte drei mächtige Schritte zurück und wollte eben anfangen gegen den Rebellen loszudonnern, als sie sich noch zu rechter Zeit entsann, daß der jetzige Moment zu ehelichem Streite kein passender sei, worauf sie blos Herrn Sebastian ihre zusammengeballten Fäuste drohend entgegenschüttelte und zwischen den Zähnen hervor murmelte:

Na, wart nur, wir Zwei werden mit einander schon abrechnen; morgen ist auch noch ein Tag!

Darauf eilte sie auf die Flur.

O, dachte sie, ich habe die heutige Nacht nicht umsonst gefürchtet, ich ahnte es gleich, daß es etwas geben werde! Wo der Grasel hinkommt sind auch seine Gesellen in der Nähe, und sie haben, wer weiß warum, den Ziegelofen in Brand gesteckt. Aber wissen muß ich doch, ob der Räuber fort ist, um seinen Gesellen am Ziegelofen beizustehen, oder ob er gar noch oben ist? O, er ist zu Allem fähig! Er steht vielleicht ruhig am offenen Fenster und sieht zu, wie seine Genossen rauben und stehlen, als ob er nicht zu ihnen gehörte, der Spitzbube!

Nach dieser Lamentation rief sie die Aufwärterin und befahl ihr, hinauf zu gehen und zu horchen, ob der Grasel in dem ihm angewiesenen Zimmer noch weile?

Das Mädchen schlich hinauf, kam aber schon nach einigen Minuten zurückgeflogen und raunte der Wirthin ins Ohr:

Frau Mahm, das Kabinet ist leer.

Heiliger Florian!

Der Grasel ist fort!

Ich habe mir's gedacht. Nahm er den Weg durch's Fenster?

Das weiß ich nicht.

Hast du das Kabinetsfenster offen gefunden?

Ich hab' mich nicht darum bekümmert; wie ich das Kabinet leer gesehen habe, dachte ich an nichts mehr, sondern flog herab, es ist gewiß, er ist fort!

Frau Eva schlug die kurzen Hände über dem Kopf zusammen und jammerte:

O, wenn nur die Nacht schon vorüber wäre, an diesen Kremser Jahrmarkt werde ich mich erinnern und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte.

Ein erneuertes Geräusch auf der Straße erregte die Aufmerksamkeit der Wirthin, sie vernahm Pferdegetrab und keuchte hinaus.

Bevor wir erzählen, was sich im Gasthofe weiter begab, wollen wir nach dem Räuber spähen, dessen Kabinet die Aufwärterin leer fand.

Wo weilte er?

War er wirklich entflohen, um seinen Gesellen am Ziegelofen zu Hilfe zu kommen?

O nein, der junge Mann weilte im Kabinete bei der schönen Nachbarin.

Wie war er hinüber gekommen?

Wir wollen es sogleich mittheilen.

Als das erste Feuerzeichen ertönte und die Flammen ihre schauerliche Helle herüber warfen, stieß die Dame einen lauten Angstruf aus, denn im ersten Momente wähnte sie, das Gasthaus stehe in Flammen.

Der junge Mann, der die Brunst schon einige Minuten früher wahrgenommen hatte, glaubte seine unbekannte Nachbarin beruhigen zu müssen, und rief hinüber:

Gnädige Frau, erschrecken Sie nicht, der Gasthof befindet sich nicht in Gefahr, das Feuer ist jenseits der Donau.

Ich danke Ihnen, mein Herr, erwiderte eine feine, sanfte Stimme, o welch' eine fürchterliche Helle ....

Hat der Glockenruf Sie geweckt, gnädige Frau?

O nein, ich war noch nicht zu Bette und jetzt könnte ich auch gar nicht mehr schlafen, der Schreck hat mich zu sehr aufgeregt.

Die Unterhaltung war trotz der Scheidewand angeknüpft, und der junge Mann, den es drängte, die Nachbarin zu sehen, bat im Verlaufe derselben um die Erlaubniß, ihr einige Minuten Gesellschaft leisten zu dürfen.

Die Bitte wurde gewährt.

Die von der Aufwärterin erhaltenen Andeutungen hatten nicht nur die Neugierde des Reisenden geweckt, sondern beschäftigten auch seine Fantasie, welche thätig war, von der jungen Dame ein Bild zu entwerfen, ausgestattet mit allen Reizen eines Ideals.

Diesem Fantasiebilde entsprach nun die Wirklichkeit keineswegs; allein die junge Frau verdiente nichts desto weniger die Bezeichnung „schön" im vollen Maße; sie war zwar kein überirdisches Wesen, dafür konnte es aber selbst der Neid nicht in Abrede stellen, daß sie sich der irdischen Vorzüge einer Menge erfreute.

Ihr Wuchs war nicht ätherisch, doch immerhin schlank; ihre Formen üppig, doch zu voll, um die Bezeichnung grazienhaft zu verdienen.

Das Antlitz, statt in edler ovaler Form, prägte sich mehr kreisrund aus, dazu volle Wangen, großgeschnittene Augen, was mit dem runden Kinn und dem südlich braunen Teint dem Ganzen einen etwas ordinären Typus verlieh, den selbst die hübsch geformte Nase, die Amorettengrübchen in den Wangen, die Zähne vom reinsten Weiß, das dunkelglühende Auge nicht zu verwischen vermochten.

Die Totalerscheinung der Dame, von den ebenholzschwarzen Haaren angefangen, dessen Locken selbst im Lichte der bescheidenen Gasthausbeleuchtung wie schwarze Seide glänzten, bis hinab zu dem nicht langen, aber etwas hohen Vorderfuß zeigten die Vorzüge aber auch die Mängel einer südlichen Abstammung, und der Eindruck, den sie bei dem

jungen Manne hervorbrachte, war ein überaus günstiger, ja, er war vielleicht ein um so größerer, da die Ueberraschung, etwas ganz Anderes gefunden zu haben als er erwartete, die Wirkung noch mehr vergrößerte.

Die Fremde trug ein schwarzes Seidenkleid, — auf dem Sofa lag ein Mantel von gleichfarbigem Sammt mit feinem lichbraunem Zobel verbrämt, daneben stand ein Federhut, der diesem Aufwande bei einem Reisekostüme vollkommen entsprach.

Abgesehen von den kostbaren Gewändern mußte der überreiche Schmuck auffallen, mit dem die junge Reisende reichlich bedeckt, ja fast überladen war. Goldene Armbänder und Spangen, glitzerndes Ohrgehänge, Perlenschnüre und Ringe, kurz wohin man blickte, gab es edles Metall oder Steine von hohem Werthe.

Der Gegensatz zwischen den beiden sich gegenüberstehenden Personen war in der That groß.

Das grobe schlichte Kleid des jungen Mannes trat gegenüber dem Luxus der Dame in den Hintergrund, man konnte es dieser auch leicht ansehen, daß sie von dem Anblicke nicht sehr angenehm überrascht wurde, allein sie entsann sich noch rechtzeitig der von der Wirthin erhaltenen Andeutung, daß hinter dieser Verpuppung ein anderer als ein Handwerksbursche stecke und verbarg jede Bewegung.

Der junge Mann verneigte sich anständig und sagte:

Gnädige Frau, ich mache von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch.

Ich nehme mein Wort nicht zurück, erwiderte die Dame etwas gezwungen, obwohl ich es ein wenig zu voreilig gab.

Die Lage, gnädige Frau, entschuldigt Alles. Man setzt sich auf der Reise über Manches hinweg, was man daheim sich nicht erlauben würde, und die Gewohnheiten und Ceremonien der vornehmen Gesellschaft leiden nirgends so viel als eben auf der Reise.

Ei, mein Herr, Sie sprechen von den Gewohnheiten vornehmer Gesellschaften, sind Sie mit diesen Gewohnheiten und Ceremonien bekannt?

Der junge Mann lächelte und versetzte:

Mein Kleid läßt Sie daran zweifeln, gnädige Frau, ich finde dies natürlich; allein das Kleid wechselt mit dem Verhältnissen; ist es nun nicht möglich, daß meine Verhältnisse noch vor Kurzem denjenigen, in denen ich mich jetzt befinde, ganz entgegengesetzt waren? Kann ich nicht von irgend einer reichen Familie abstammen und durch fremdes oder eigenes Verschulden herabgekommen sein? Jetzt bin ich ein Reisender, der, sein Ränzchen auf dem Rücken, durch die Welt zieht, wer weiß, ob ich nicht vor wenigen Monaten in einer Equipage fuhr ...

Und ob Sie nicht, unterbrach ihn die Dame, in einigen Monaten oder noch früher abermals in einer Equipage fahren werden?

Ich bestreite die Möglichkeit nicht, entgegnete der junge Mann lächelnd, obwohl ich daran zweifle —

Wie heißen Sie, mein Herr?

Gabriel Lespin.

Der Name klingt nicht deutsch ...

Je nachdem man ihn ausspricht; wenn man ihn „L'Espine" schreibt, könnte ich sogar ein Franzose sein.

Und Sie sind?

Ich bin nichts als ein einfacher schlichter Reisender.

Sie weichen mir aus, mein Herr.

Um Sie vom Gegentheil zu überzeugen, werde ich so frei sein mich Ihnen gegenüber niederzulassen.

Er that was er sagte.

Die Dame schüttelte den Kopf.

Ich weiß nicht, begann sie wieder, wofür ich Sie halten soll?

Ich überlasse dies Ihrem Scharfsinne.

Sie scheinen mir gefährlich mein Herr.

Beliebt es Ihnen vielleicht, mich für den Grasel zu halten? fragte Derjenige lächelnd, der sich Gabriel Lespin nannte.

Der Grasel! rief die Dame erschrocken und stierte den jungen Mann lautlos an.

Sie entsann sich der Unterhaltung mit dem Kremser Postmeister, und mochte es immerhin für möglich halten, den berüchtigten Räuberchef vor sich zu sehen.

Diese interessante Situation, deren weiteren Verlauf zu bestimmen, wir nicht in der Lage sind, wurde von Außen her plötzlich unterbrochen.

Ein erneuerter Lärm auf der Straße erschreckte die Dame, sie eilte an's Fenster und öffnete es trotz der kalten Nachtluft.

Gabriel folgte ihr.

Aus dem Stimmenchaos, welches von Unten heraufdrang, konnten die Reisenden am offenen Fenster nichts deutlich vernehmen als den Namen „Grasel".

Viertes Kapitel.

Wie man in Stein auf den Grasel fahndet.

Was gab es auf der Straße vor dem Gasthofe?

Was war während der Unterhaltung der beiden Reisenden im ersten Stockwerke, zu ebener Erde vorgegangen?

Wir wollen es sogleich erzählen.

Die Gastwirthin, von der vermeintlichen Flucht ihres Passagiers geängstigt, war — wie wir bereits erwähnten — durch Pferdegetrab auf die Straße gelockt worden.

Ein Husarenoffizier, von einer Ordonnanz gefolgt, sprengte daher, frug, ob hier noch ein Abendmahl zu bekommen

sei und ritt, als er eine bejahende Antwort erhielt, mit seinem Begleiter in den Hof.

Der Husar, ein Graukopf mit einem tüchtigen Schnurrbart, schwang sich flink vom Pferde, übergab seinem Diener den Zügel, lispelte ihm einige Worte zu und verfügte sich dann in die Schankstube.

Beim ersten Anblicke der beiden Reiter gerieth Frau Eva vor Angst schier außer sich, denn sie wähnte nichts Anderes, als die Soldaten seien gekommen, aus ihrem Hause den Grasel zu holen; als jedoch der Offizier zu einer Haussuchung keine Miene machte, sondern blos wacker trank und noch wackerer aß, als ob im ganzen Waldviertel gar kein Grasel existire, so verlor sich nach und nach ihre Angst und sie begann wieder leichter zu athmen.

Dies sollte indessen nicht lange dauern.

Am Donauufer standen noch immer Leute, welche den jenseitigen Brand angafften.

Herr Spiegel begab sich auch zeitweilig vor die Thüre, um sich von dem Zu- und Abnehmen des Brandes zu überzeugen.

Bei einer solchen Gelegenheit war es, wo er seinen Namen rufen hörte.

Er wendete sich nach der Seite, woher der Ruf kam, und gewahrte den Herrn Amtsschreiber, der zu Handen des dortigen Gerichtes mit der Handhabung der öffentlichen Sicherheit — oder Unsicherheit, wie man's gerade will — beauftragt war.

Von Polizei war damals auf dem flachen Lande wenig die Rede; einige Wächter, von der Art, wie sie noch heute in unseren Lokalpossen paradiren, dienten den pfiffigen Strolchen nur zum Gespötte. Wenn es hoch herging, und Noth an Bewaffneten war, mußten die Revierjäger oder Förster aushelfen, und wenn die Gefahr noch mehr stieg, und das Gesindel allen Verfolgungen und Nachforschungen trotzte, wurde vom Generalkommando ein sogenanntes Räuberkommando requirirt, dessen Streifungen selten erfolglos blieben.

Besagter Amtsschreiber zog also Herrn Spiegel bei Seite und flüsterte ihm zu:

Ich habe mit Ihnen über wichtige Dinge zu sprechen.

Bin schon da, Herr Amtsschreiber, was wünschen Sie?

Sagen Sie mir, was für Passagiere haben Sie in Ihrem Hause?

Dem Gastgeber fing es an vor den Augen zu flunkern. Ihm fiel der Grasel ein.

Er stammelte: Passagiere? Ja, ich habe alle meine Zimmer besetzt .... der Markt in Krems ....

Davon ist keine Rede, ich will den Namen und den Stand Ihrer Passagiere wissen.

Du lieber Himmel, es sind Reisende, Kaufleute, Frauen...

Ach, Sie halten mich nur auf, geben Sie mir die Fremden der Reihe nach an.

Ach Gott, jammerte der Gastwirth, der nicht mehr ausweichen konnte, und in seinem Hirn vergebens nach einem Auswege suchte, wie kann ich mir alle die Namen merken.

Sie haben ja nur ein paar Zimmer.

In diesem Augenblicke fand Herr Sebastian, was er suchte, es war ein respektabler Blitzableiter.

Ganz recht, erwiderte er rasch, ich habe nur ein paar Fremdenzimmer, allein, wie sie wissen, kümmere ich mich um die Leitung des oberen Stockwerkes ganz und gar nicht, das geht meine Frau an, sie oben, ich unten, so halten wir's von jeher, wenn's streng hergeht. Ich werde Ihnen, wenn's gefällig ist, meine Everl herausschicken.

Gut, senden Sie mir Ihre Frau; wenn ich die verlangte Auskunft bekomme, ist mirs gleich viel, ob von ihr oder von Ihnen.

Herr Sebastian eilte in's Haus.

Da haben wir's, murmelte er, die Wäsche ist fertig; die Anwesenheit des Grasel in unserem Hause ist verrathen, und sie werden ihn suchen. Erwischen Sie ihn, so zünden mir seine Gesellen das Haus an, erwischen sie ihn nicht, so lauf' ich Gefahr, für einen seiner Hehler zu gelten, werde in eine langwierige Untersuchung gezogen, bei der ich am Ende froh sein

kann, ab constancia losgesprochen zu werden. Und wem verdank' ich dies Alles? Meiner Gattin, meiner unvorsichtigen Gattin. Ich will sehen, wie sie sich herauswickelt. Hat sie die Sauce eingebrockt, so soll sie's auch austunken.

Nach diesem Sermon begab er sich zu Frau Eva, und raunte ihr in's Ohr:

Schnell begib dich vor's Hausthor, der Herr Amtsschreiber wünscht mit Dir zu sprechen.

Und noch leiser als diese Worte gesprochen waren, lispelte er ihr zu:

Mir scheint, es gilt dem Grasel!

Alle guten Geister, rief die Wirthin bestürzt und eilte hinaus.

O, jammerte sie, ich fürchte, ich fürchte, es wird heute noch viel geben?

Ah, Ihre Dienerin, Herr Amtsschreiber, es freut mich, daß ich die Ehre habe, Sie wieder einmal bei uns zu sehen; wie befinden Sie sich, wie geht's der Frau Gemalin?

In diesem Tone hätte es wahrscheinlich noch eine geraume Weile fortgedauert, wenn der Schreiber ihr nicht in die Rede gefallen wäre.

Ich bitt', liebe Madame, machen wir keine Komplimente und keine Umschweife. Sie haben Passagiere.

Ja, Herr Amtsschreiber, ja, es sind welche da —

Es befinden sich auch noch Gäste in Ihrer Schankstube?

Gewiß, auch Gäste sind noch anwesend.

Nun wohl, so hören Sie mich an. In Ihrem Hause, entweder unter den Passagieren oder unter den Gästen befindet sich eine sehr gefährliche Person —

Eine sehr gefährliche Person? Das kann niemand Anderer sein als der Hochberger Nikl, der Raufbold, der da zecht —

O höher, Frau Spiegel, dieses Mal handelt es sich um etwas mehr, als um einen gewöhnlichen Kirchtagsraufer, kurz und gut, in Ihrem Hause befindet sich der Grasel —

Das Donauweibchen machte einen Luftsprung und rief:

Der Grasel, so ist es also doch wahr?

Da Frau Spiegel die Gewißheit hatte, daß die Anwesenheit des berühmten Räubers in ihrem Hause der Obrigkeit kein Geheimniß mehr sei, so hütete sie sich wohl, die Unwissende zu spielen, sondern begann zeitlich genug, wie Herr Pilatus, ihre Hände zu waschen; mit kluger Berechnung warf sie dem Amtsschreiber die Worte: „So ist es also doch wahr?" wie einen Angelhaken hin, denn sie wußte, daß er wie ein hungeriger Fisch darnach schnappen würde.

Dies geschah auch.

Was ist wahr? fragte er rasch, haben Sie vielleicht etwas bemerkt?

Ei freilich, einer der Passagiere im ersten Stock ist mir gleich verdächtig vorgekommen; denken Sie sich, Herr Amtsschreiber ein simpler Handwerksbursche, der ein Zimmer für sich, ganz allein für sich miethet.

Der ist's und kein Anderer, frohlockte der Schreiber, endlich ist uns der Vogel in's Nest geflogen. Werde gleich rapportiren. Stünden uns mehr Bewaffnete zu Gebote, wir würden das Haus umzingeln, da dies aber nicht gut möglich ist, so müssen wir uns mit einem Ueberfalle begnügen. Der Spitzbube befindet sich also im ersten Stock?

Thür Nummer Fünf, erwidrte die dienstfertige Wirthin schnell, dabei aber dachte sie: Ihr könnt' lange suchen, bis Ihr ihn findet, der Galgenvogel ist schon längst über alle Berge!

In diesem Momente kamen mehrere bewaffnete Gerichtsdiener einher, an ihrer Spitze der Chef des Amtschreibers.

Die Expedition durfte sich keiner besonderen Heimlichkeit rühmen, denu hinter den Häschern wälzte sich, von der Helle der noch immer andauernden Brunst beleuchtet, ein Schwarm Neugieriger einher, der nicht ermangelte, das gehörige Aufsehen zu erregen.

Man wird Jemand arretiren!

Wahrscheinlich einen Marktdieb!

Warum nicht gar! Es gilt ja, wie der eine Wächter erzählte, dem Grasel!

Dem Grasel?

Ah, ah, dem Grasel!

Mit dieser Parole langte man vor dem
es war daher natürlich, daß dieses Wort auc
ren der beiden Reisenden drang, die, wie m
im ersten Stocke an's offene Fenster getreten

Die Dame erschrak, und sagte zu Gabri

Ach Gott, man sucht den Räuber; d
Mensch wird doch nicht in unserem Gasthofe v

Der junge Mann antwortete nicht.

Die Finsterniß verbarg glücklich die A
die er seit einigen Augenblicken gerathen wa

Gnädige Frau, sagte er rasch, ohne auf
richtete Frage zu antworten, die Nacht rückt
mich auf mein Zimmer begeben, mir wird
mehr das Vergnügen zu Theil werden, Sie
chen, denn ich reise sehr früh ab; ich muß
schied von Ihnen nehmen, doch kann ich
Ihnen trennen. ohne den Gedanken mit mir
wieder zu sehen. Ich flehe Sie daher an,
wohin Sie reisen?

Ich reise nach Wien.

Werden Sie dort längere Zeit verweile

Ja!

Darf ich Sie in Wien aufsuchen?

Ich kann es Ihnen nicht verwehren.

Wollen Sie mir zum Abschied Ihren

Ich heiße Judith.

Fragen und Antworten folgten so ras
daß die Dame zum Ueberlegen keine Z
wohl ihr jetzt die lebhafte Unruhe, in w
Mann gerathen war, nicht mehr entging.

Genügt der Taufname, um eine Per
großen Stadt, wie Wien ist, aufzufinden?

Mein Herr, in Ihnen ist seit einer M
änderung vorgegangen, die mir auffällt, ich
Ihr Drängen befremdet mich eben so se

image
not
available

herrschte eine unglaubliche Spannung, die sich durch eine Todtenstille offenbarte, als ob jeder Einzelne zuerst erlanschen wollte, was oben vorging.

Was gibt es denn in diesem Hause? fragte der Husaren-Offizier, der sich noch immer in der Schankstube befand, den Wächter an der Thüre.

Wir werden den Grasel fangen! erwiderte dieser leise und vertraulich.

Den Grasel? Ah, das wird ein hübsches Stück Arbeit geben, da möchte ich auch dabei sein.

Bitte, Euer Gnaden, Herr Offizier dürfen schon hinaufgeh'n, wenn's Ihnen beliebt, sagte die Wache mit einer sehr höflichen Verbeugung.

Der Husar verließ die Schankstube, begab sich aber nicht hinauf, sondern hinaus in den Hof.

Wie früher von Unten hinauf, so drang jetzt das Geräusch von Oben herab.

Was gab es?

Man hatte die Thüre von Nummer Fünf angelweit offen gefunden — der Passagier war fort.

Die Wirthin, welche mit ihrem Gatten im Hofe stand, flüsterte diesem zu:

Der Spitzbube war schon fort, bevor sie noch ankamen, ich möchte nur wissen, woher er Wind hatte.

Anfpassen, rief jetzt eine befehlende Stimme durch ein Fenster von Oben herab, aufpassen, damit Niemand das Haus verläßt.

Diese Weisung galt offenbar den beiden Schildwachen am Hausthore, nichtsdestoweniger setzte sich der Husaren-Offizier, der mit seinem Begleiter zu Pferde gestiegen war, in Bewegung, und Beide ritten gegen das Thor.

Hier darf Niemand passiren! rief ihnen die eine der Schildwachen zu.

Auch wir nicht? fragte der Offizier, ohne den Schritt seines Pferdes zu hemmen.

Niemand! versetzte der standhafte Posten.

Kaum war dieses Wort gesprochen, so erleuchtete ein Blitz den Thorweg, ein Pistolenknall erschütterte das Gewölbe, vielstimmiger Schreckensruf ertönte, und die allgemeine Bestürzung benützend, sprengten die Reiter aus dem Hause.

Die gaffende Menge vor dem Gasthofe floh bestürzt auf die Seite.

Plötzlich schrie ein Mann aus dem Haufen, indem er auf das Pferd des Offiziers deutete:

Maria und Josef, das ist der gestohlene Schimmel des Kremser Postmeisters, ich kenn' ihn genau, er hat nur einen halben Schweif.

Haltet ihn auf! haltet ihn auf!

Das ist der Grasel!

Haltet ihn auf!

Alles schrie, Alle liefen und streckten die Hände aus, aber Niemand warf sich den beiden Reitern in den Weg, die wie auf Windesflügeln dahin brausten.

Oben war der Handwerksbursche aus Nummer Fünf verschwunden — unten war der Husar auf dem gestohlenen Schimmel entwichen — die guten Steiner schüttelten in Corpore die Köpfe, die Einen behaupteten, der Handwerksbursche sei der eigentliche Grasel gewesen, die Andern schwuren wieder, der Räubee sei in der Husarenuniform gesteckt, es fehlte nicht viel, so wäre zwischen den Parteien ein Schisma ausgebrochen, welches Unglück aber durch Frau Eva Spiegel verhütet wurde, die den historisch merkwürdigen Ausspruch that:

Was liegt daran, ob der Grasel oben oder unten gesteckt hat? Wenn man doch nur den Falschen erwischt hätte, so wüßte man wenigstens, welcher der Echte war! So aber haben wir keinen von Beiden gefangen, und es ist das Beste, wir schweigen darüber, man könnte uns sonst was Unangenehmes nachrühmen.

Dieser weise Rath wurde auch befolgt.

Wir unserseits bitten die geehrten Leser und Leserinnen sich zu gedulden, ihnen soll die Lösung des Räthsels nicht entzogen bleiben.

Fünftes Kapitel.

Zwei Citate.

Der Gang der Ereignisse zwingt uns das platte Land zu verlassen und die Residenz zu betreten.

Der Schauplatz dieses Gemäldes wechselt oft; unstät und bewegt wie das Leben seiner Hauptpersonen, folgen wir den Spuren der Handlung, und der Leser muß sich die Mühe nehmen, uns im Geiste zu begleiten.

Wir begeben uns nach Wien, und zwar im November des Jahres 1815.

Die Kaiserstadt harrte freudig der Geburt des Friedens, der Zweite, der seit kaum achtzehn Monden in Paris zur Welt kam, und der — jetzt erst sind wir in der traurigen Lage, es angeben zu können — nur vierzig Jahre alt werden sollte, denn im Jahre 1853 wurde er zu Grabe getragen.

Ach, flüchten wir uns aus der trüben Gegenwart zurück in jenes Jahr der hoffnungsreichen Zukunft, wo ein dreiundzwanzigjähriger Krieg eben zu Ende ging, wo die Völker aufzuathmen begannen von dem abgeschüttelten Joche einer aus ungezügelter Freiheit emporgeschossenen, eben so ungezügelten Zwingherrschaft, flüchten wir uns zurück in das Jahr 1815, wo der Krieg im Grabe und der Friede in der Wiege lag, während jetzt der Friede im Grabe ruht, und der Krieg, ein schon hübsch ausgewachsener Junge, den ganzen Welttheil mit seinen eisernen Armen zu umschlingen droht.

Wien im November 1815.

Es war eine glückverheißende Zeit.

Die Donner von Waterloo (am 18. Juni) waren verhallt — der gestürzte Napoleon landete am 15. Oktober auf St. Helena, und am 20. Oktober unterzeichnete man in Paris die Friedensakte.

Doch kein Glück ist vollständig, keines soll der Mensch ungetrübt genießen.

Der Krieg war wohl zu Ende, doch begannen die Folgen des Krieges, die Nachwehen fühlbar zu werden; das platte Land wimmelte von Marodeurs, Ausreißern und arbeitsscheuen Abgedankten, welche an beiden Donauufern bis nahe an die Residenz ihr Unwesen trieben und in den Wäldern bis tief in's Böhmerland hinein sich ausbreiteten.

Ein großer Theil der österreichischen Armee stand noch in Frankreich, ein anderer in Italien und an den Grenzen der Monarchie, ein Rest hatte die Festungen besetzt, die inneren Lande waren daher vom Militär entblößt, welches dem Uebel gar bald gesteuert hätte.

Der Kanonendonner verschlingt Musketenschüsse; so lange der große Krieg wüthete, verhallten die Klagen, welche der kleine Krieg gegen das Eigenthum den Betroffenen erpreßte — erst als jener verstummt war, wurden diese gehört.

Das Jahr 1815 ist daher dasjenige, wo man der Stimme der mißhandelten öffentlichen Sicherheit Gehör schenkte, um endlich dem immer kühner werdenden Räuberunwesen entgegen zu treten und dem gefährlichen Zustande ein Ende zu machen.

Wir werden bald sehen, in welcher Weise man es bewerkstelligte.

Das glückliche Wien! Welch' eine Fülle von Unterhaltungsstoff war ihm wieder mit einem Male geboten worden!

Es hätte wahrhaftig einer üppigen Fantasie bedurft, nach den überreichen Ergebnissen der letzten Jahre, nach dem Versiegen aller Kriegsquellen, nach dem Weltleben, welches sich während der Kongreßzeit in Wien entfaltete, wieder etwas zu erfinden, was die besondere Theilnahme des verehrungswürdigen Publikums anzuregen im Stande gewesen

wäre; aber siehe da, was zu erfinden so schwer gewesen wäre, das lieferte die Wirklichkeit ohne Anstrengung.

Die Franzosen waren gebändigt, der Bonaparte gefangen, der „Beobachter“ wurde leer, man fing schon an einige Leere zu fühlen, da tauchte aus den Wogen der Zeit der Grasel empor, und der Leviathan hatte seine Nahrung.

Wer war der Grasel?

Ein Räuberanführer, das ist wahr, allein nicht der Umstand, daß er raubte, machte von ihm sprechen, nicht sein Gewerbe machte ihn berüchtiget, sondern die Art und Weise, wie er es betrieb, die Grundsätze, welche zu befolgen er seine Bande zwang, die tausend und tausend Geschichten, die nach Wien verpflanzt und hier von Mund zu Mund gingen, verschaffte ihm eine Art Berühmtheit.

Der Name Grasel war aber nicht nur allenthalben gekannt, sondern auch gefürchtet, er verbreitete panischen Schrecken; daher kam es, daß auf diesen Namen hin sich kleinere Räuber- und Diebsbanden bildeten, die auf Grasel's Rechnung raubten und stahlen, so daß es wirklich schwer fiel, den Ort zu bestimmen, wo das Uebel anzufassen sei?

Hier fand man Einen auf der Straße erschlagen, dreißig Meilen davon wurde zur selben Zeit eingebrochen, in einer dritten Gegend stahl man eine Kuh, und in einer vierten wurde ein Rittergut geplündert, und das Alles sollte der Grasel gethan haben!

Der Grasel war überall und nirgends; wohin man blickte, gewahrte man seinen Schatten und wo man hinschlug, dort war er verschwunden.

Wir lieben es nicht, in unseren Erzählungen die Hauptpersonen einer weitläufigen Schilderung zu unterwerfen und ihre Charaktere durch Worte und Reflexionen zu zeichnen; wir ziehen es vielmehr vor, sie ganz kurz einzuführen, ihnen aber dann Gelegenheit zu bieten, ihren Charakter nach und nach zu entfalten und durch That und Wort sich selbst zu zeichnen.

Diesem Grundsatze werden wir auch diesmal treu bleiben. Die Leser werden den Mann, der unserer Erzählung seinen Namen lieh, am besten kennen lernen, wenn sie ihn nach seinen eigenen Handlungen beurtheilen, wenn sie nach und nach seine Gedanken, Gefühle und Leidenschaften aus der Tiefe seines Herzens emporsteigen sehen; wir enthalten uns sorgfältig, ein Vorurtheil für oder gegen ihn zu wecken. Eines jedoch können wir uns nicht versagen, wir wollen zwei Stellen über ihn aus Druckwerken wiedergeben, aus Werken, welche in Bezug auf ihren Inhalt wesentlich von einander verschieden sind.

Das erstere dieser Bücher, dessen Verfasser auf dem Titel nicht genannt ist, liefert in geistreichen Skizzen Schilderungen der sozialen Zustände Oesterreichs unter Kaiser Franz dem Ersten*).

Demselben entnehmen wir folgende Zeilen:

„Um diese Zeit nun begann der Polizei der berüchtigte „Räuberhauptmann Grasel schlaflose Nächte zu bereiten; „dieser österreichische Karl Moor des neunzehnten Jahr„hunderts."

„Wie auf der Bühue, so in der Welt, muß uns oft „mit den Gebrechen der menschlichen Natur, welche der „Schuft entehrt, der Räuber versöhnen u. s. w."

„Die Tagespresse widmete damals der Erscheinung die„ses nicht gewöhnlichen Verbrechers geringe Aufmerksamkeit; „er war ein gemeiner Abenteurer, der „weder schreiben „noch lesen" konnte, indeß vielen „natürlichen Ver„stand" besaß, und den „Pöbel"**) durch Freigebigkeit „in sein Interesse zog."

---

*) Leipzig 1844. Der Verfasser dieses Werkes war zur Graselepoche bei der Prager Stadthauptmannschaft angestellt, und dort selbst bei einer Expedition betheiligt, wo man auf den Grasel fahndete, was im nächsten Kapitel erzählt werden wird.

**) Die drei hervorgehobenen Stellen sind Ausdrücke eines Aktenstückes, welches wir noch im Verlaufe dieses Bandes mittheilen werden.

„Wie würde man das heute auffassen?“

„Die Durchschnittszahlen der Kriminalstatistik von drei „Jahrzehenden haben uns seither belehrt, daß „Lesen und „Schreiben“ die Verbrechen nicht vermindern, höchstens ihre „Formen verändern kann, überhaupt als Kulturmittel für „„Volksbildung“ nicht den übertriebenen Werth hat, welchen „einseitige Civilitätsprediger ihm vorzugsweise beilegen. Wer „schreiben kann, bedarf allerdings nicht des Raubmordes, „um sich zu helfen, denn er kann fälschen u. s. w. In wie„fern blos äußerliche theilweise Bildung auf die Sittlichkeit „Einfluß gewinnt und wie sich das dem Forscher in den „Thatsachen darstellt, bedarf einer weiteren Ausführung, „wozu hier nicht der Ort ist. Auch liegt uns eine andere „Seite jener Erscheinung näher.“

„Wir sehen hier zwar einen begabten, aber bildungs„losen Menschen, der zum Feind der gesellschaftlichen Ord„nung, des Eigenthums erzogen ward. Als Soldat*) „kommt er zum vollen Gebrauch seines Verstandes, zum „Bewußtsein seiner Kraft, auf seinen Zügen mit verschiede„nen Ständen in Berührung und so zur Anschauung der, „sein empfängliches Gemüth empörenden Ungleichheit der „Güter.“

„Sich der Zucht einer Welt entledigend, die er im Un„recht, mithin sich berechtigt glaubt, durch Unrecht an ihr „sich zu rächen — dann zwischen verschiedenen Besitz- und „Erwerbsweisen nunmehr zu unterscheiden, auf gewisse Le„bensbedingungen Rücksicht zu nehmen gelehrt, wird er nicht „Dieb, sondern im Gefühl seiner militärischen Ueberlegen„heit, Räuber — nicht aus Habgier oder Unbändigkeit, son„dern aus übel verstandenem Freiheitstrieb, aus, wenn auch „unklarem Groll auf die gesellschaftlichen Zustände. Diese „Tendenz fließt ihm zu, er weiß selbst nicht von wannen?

*) Grasel war, vorläufig bemerkt, Soldat und desertirte von seinem Regiment.

„so richtet sein verwegenes Unternehmen sich gegen das Ei„genthum der, seinem Gefühle nach, Uebermächtigen. Dem „Staat und den Reichen nehmen und Denen zu geben, die „er bedrückt glaubt: er, für sich, will nichts weiter als diese „wilde Willkür. Wenn das nicht eine Frühgeburt des Kom„munismus ist, so gibt es keinen. Damals konnte das Nie„mand verstehen, denn die sociale Atmosphäre ging noch mit „den Elementen dazu schwanger; jetzt, da sie die Brut ab„gesetzt und belebt hat, wird es deutlich. Und so mag „Manches heute geschehen, was wir erst spät werden deuten „können."

Dies die Auffassung eines Zeitgenossen, der seiner damaligen amtlichen Stellung zufolge gewiß in der Lage war, Alles zu hören, was man von dem Räuberanführer erzählte oder über ihn sprach.

Doch wir wollen uns damit nicht begnügen, wir wollen noch einen Zeitgenossen oder vielmehr eine Zeitgenossin über Grasel sprechen lassen.

Wir haben eben einen Mann gehört, der die sociale Seite hervorhob, wir wollen jetzt die Aeußerungen einer Frau wiedergeben, welche die Gefühlsseite anregte.

Diese Frau ist die bekannte, im Jahre 1843 verstorbene Dichterin **Karoline Pichler, geborene von Greiner**.

In ihren „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" (Wien 1844) im dritten Bande, Seite 100 lesen wir:

„Eben in diesem Winter (1815—1816) machte eine „Räuberbande, deren Haupt ein ehemaliger Soldat mit Na„men Grasel war, und die ihr Wesen jenseits der Donau „trieb, hier viel Aufsehen. Lange stellte die Polizei ihnen „und hauptsächlich dem Hauptmann nach; allerlei **sonder„bare** und mitunter **poetische** Züge wurden von ihm er„zählt, die von einem **wilden**, aber **nicht gemeinen** „Charakter zeigten. Der nun längst verstorbene angesehene „Polizeibeamte, Regierungsrath la Roze, befand sich auf „einem Ball zufällig bei demselben Soupétisch mit mir,

„und gab uns mehrere Anekdoten vom Grasel zum Besten, „die mir **Antheil**, ja **Mitleid** mit dem damals schon „Gefangenen und zum Tode Verurtheilten einflößten. Dies „regte meine Fantasie auf und schrieb die Erzählung den „„schwarzen Fritz,““ die damals vielen Beifall erhielt „und in fremde Sprachen übersetzt wurde.“

Man sieht also, daß schon lange vor uns eine Dame, deren ehrenhafte Stellung in der deutschen Literatur gewiß von Niemanden angefochten werden wird, von demselben Stoffe wie wir angeregt wurde, und daß sie ihn in ihrer Weise und Manier bearbeitete und veröffentlichte.

Das Anführen obiger Ansichten und Urtheile geschah von unserer Seite etwas vorzeitig, wir erkennen, daß wir damit unserer Erzählung vorgegriffen, mithin ihrem Interesse geschadet haben; wir wurden jedoch dazu bewogen, um zeitlich genug jenen geringschätzenden Kundgebungen, den Verdächtigungen und Denunziationen zu begegnen, welche in neuester Zeit unter der Firma „Kritik“ gar so beliebt wurden und die dieses Mal sich erhoben, bevor noch eine Zeile unseres Werkes veröffentlicht war.

Indem wir durch die beiden Citate die Wahl des Stoffes hinlänglich gerechtfertigt zu haben glauben, wenden wir uns nach dieser nicht überflüssigen Abschweifung wieder dem Gange der Erzählung zu.

Sechstes Kapitel.

Neuigkeiten aus Böhmen. — Ein Kronprätendent.

Viele Wiener werden sich der hölzernen Schankhütte erinnern, welche noch zur Kongreßzeit und auch etwas später gegenüber dem Nachbarhause des Wiedner Theaters, dem so-

genannten „Fokanedi-Hause", hart am diesseitigen Ufer der Wien stand.

Um sich von dieser Hütte einen beiläufigen Begriff zu machen, muß man an die jetzigen Praterbuden denken. Die Hütte war ein ebenerdiges Brettergehäuse, eingetheilt in mehrere Stübchen und Kämmerchen.

Damit der, wenn auch sehr bescheidene Bau, die Straße am linken Wien-Ufer nicht zu sehr verenge, was besonders bei der lebhafteren Wagenfrequenz zur Theaterzeit sehr unbequem gewesen wäre, so war die Hütte derart gegen die Wien gerückt, daß sie mit einem kleinen Theile ihrer Breite über das Ufer hinaus ragte.

Wer dieser Hütte noch gedenkt, wird sich auch erinnern, daß sie damals ob ihres vorzüglichen Weichselweines gerühmt war, ein Getränk, welches sich zu jener Zeit großer Beliebtheit erfreute.

Die einzelnen Stübchen, zur Aufnahme vou Gästen eingerichtet, waren durch Bretterwände von einander getrennt, und mit Naturtapeten, das heißt mit farbigem Papier beklebt.

Um den Gästen zu beweisen, daß hier nicht nur echter Weichselwein, sondern auch lauterer Patriotismus zu Hause sei, sah man an den Wänden eine Menge Bilder hängen, lauter kolorirte Kupferstiche, Illustrationen der jüngst erlebten Kriegsepoche darstellend: „Die Schlacht bei Aspern", „die Völkerschlacht bei Leipzig", „Andreas Hofer, den bärtigen Sandwirth", „die drei Alliirten", „die Schlacht bei Kulm" u. s. w. u. s. w.

Das Merkwürdigste unter den Zeichnungen, wodurch der Schankherr nicht nur seinen Patriotismus, sondern auch seinen Haß gegen Napoleon manifestirte, war ein Bild des gefangenen Kaisers, welches, wenn man es in der Nähe betrachtete, aus einer Unzahl großer und kleiner Leichen gebildet war, eine zarte Hinweisung auf die Menge von Menschenleben, die der „Tirand" seinem Ehrgeize geopfert hatte.

An dem Novemberabende, wo wir das hölzerne Etablissement zum ersten Male betreten, finden wir in jeder der einzel-

nen Stuben mehrere Gäste. In einer derselben sitzt an einem Tische eine ganze Gesellschaft, der man es gleich abmerkt, daß sich die Herren unter einander wohl kennen, und daß sie hier nicht zum ersten Male beisammen sitzen.

Die Leser werden uns die Mühe erlassen, ihnen die Anwesenden, meistens Hausbesitzer und Meister aus der Vorstadt, einzeln vorzustellen; es sind flüchtige Wirthshausbekanntschaften, die man so im wirklichen Leben jetzt macht, und in der nächsten Stunde vergessen hat, bei denen es sich daher nicht der Mühe lohnt, sie einer genaueren Beobachtung zu unterziehen.

Manchmal jedoch ereignet es sich, daß bei solchen Gelegenheiten einzelne Personen durch besondere Eigenthümlichkeiten sich bemerkbar machen und einen solchen Eindruck auf uns hervorbringen, daß man sich ihrer selbst nach der flüchtigsten Bekanntschaft nach Jahren noch erinnert; auch ist an dem erwähnten Tisch Einer, bei dem dies der Fall ist, wir wollen ihm einige Zeilen widmen.

Es war ein junger Mann, mittlerer Statur, untersetzt, brünet.

Seinem Gewerbe nach war er ein Zeugmacher, seiner jetzigen Stellung nach ein Fabrikant. Er wohnte im Margarethen an der Wien, in der Nähe der Stärkmachermühle.

Sein Taufname war Brunno, den Familiennamen bitten wir, uns zu erlassen.

Wenn Herr Bruno gut aufgeräumt war, und man konnte annehmen, daß dies in jedem Jahre wenigstens dreihundert und sechzig Mal eintrat, so verwandelte er seinen Namen in's Ritterthümliche und nannte sich Brunno von Brunnenfels.

Er war einer jener lustigen Wiener, deren Geschlecht gegenwärtig ganz ausgestorben ist; die jetzige erwerbschwere, sauertöpfische, sorgenschwere Zeit ist unfähig, so viel Laune, ze viel Frohsinn, so viel Muthwillen im Großen und Ganzon zu schaffen, wie man damals in einem dieser Menschen verschwendet fand.

Unser Brunno war, wie wir erwähnten, ein Fabrikant, aber Einer, der am Rande seines Fabrikantenthums stand, das heißt: „Er hatte abgewirthschaftet.“

Bruno von Brunnenfels hatte sein Geld im strengsten Sinne des Wortes verjuxt.

Wenn man ein Jahr vorher die große, stadtbekannte Jantschky'sche Wurst, auf welcher vierundzwanzig Personen Raum hatten, an einem Werktage vollgepfropft durch die Straßen rollen sah, so konnte man darauf schwören, daß es der Brunno war, der seine Dutzbrüderln zu einem Traktament vor die Linie hinausführte.

In diesem Momente war das Geschäftsschifflein unseres Mannes noch nicht völlig in Trümmer gegangen, aber es hatte bereits mit der Sandbank der Passiva zu kämpfen, auf welche es aufgefahren war; dessen kümmerte sich aber Brunno sehr wenig, er war munter und aufgeräumt wie immer, traktirte seine Freunde so lange er Geld oder Kredit hatte, und ließ, wie die Wiener sagen, „keine Traurigkeit g'spüren.“

So wie überall, wo der flotte Fabrikant anwesend war, herrschte auch beim Weichselwein eine frohe Stimmung, denn unser Mann verstand es, eine Gesellschaft zu amusiren.

Bevor Herr Bruno an dem Tische Platze nahm, wo seine früher angelangten Bekannten sich niedergelassen hatten, blieb er stehen und betrachtete einen nach den andern sehr aufmerksam.

Was hast du denn?

Warum musterst du uns der Reihe nach durch? fragte man ihn.

Wie Ihr wißt, komme ich eben von Prag, wo ich Geschäfte hatte. Ich muß mich nun überzeugen, ob mir während meiner mehrtägigen Abwesenheit keiner von Euch ausgetauscht worden ist, oder ob sich vielleicht unter Euch der Grasel eingeschlichen hat?

Sag' mir nur, was du in Prag zu thun hattest? Zum Geldausgeben ist doch gewiß in Wien Platz genug.

Das verstehst du nicht, mein Lieber; wer, wie du, drei schuldenfreie Häuser hat, und allabendlich nur sechzehn Kreuzer und eine Bratwurst verzehrt, der versteht vom Leben g'rad so viel, wie der Blinde von der Farbe. Mich wundert's, daß du noch immer zu Mittag eigene Küche führst, du würdest weit billiger zu einem Mittagmahl kommen, wenn du sammt Familie täglich bei der Schmausbaberl am Naschmarkt einkehren und dein Diner — wie die Franzosen sagen — unter freiem Himmel einnehmen würdest. Die Schmausbaberl hat schon allerhand Leut' unter ihren täglichen Gästen, ein Hausbesitzer und Rentier geht ihr noch ab, du wärest ganz geeignet, diese Lücke auszufüllen.

Was hast du mir von Prag mitgebracht? fragte ihn ein feister Tischlermeister.

Mein Herz und meine Liebe, antwortete Brunn zärtlich, ich hoffe, du wirst beide nicht von dir weisen, sondern als Feldzeichen aufstecken, wenn du bei der nächsten Parade als „Dekreter" deine „Manderl" machen wirst. Ich hatte einmal einen Vetter, er war ein Seifensieder seiner Profession, und Gemeiner beim Bürger-Grenadier-Regiment. Der gute Mann, mit seiner Charge unzufrieden, schmachtete nach einem Korporalstocke, konnte es aber trotz seiner martialischen Figur doch nicht dazu bringen, bis er endlich auf die originelle Idee kam, sich hinter die Frau Obristin zu stecken, durch deren Einfluß er wirklich seinen Zweck erreichte. Kaum jedoch trug er seinen Stock in Ehren, so wurden dem Herr Obristen von einem Andern, der kein Seifensieder war, ein paar Dutzend Lichter aufgesteckt und er erkannte, daß er, indem er dem Seifensieder zum Stocke verhalf, selbst sehr stockwürdig gehandelt habe. Er ärgerte sich, doch da man einen Seifensieder, wenn er einmal Korporal ist, nicht leicht degradiren kann, so rächte sich der Oberst dadurch, daß er meinen Vetter bei jeder Ausrückung auf's Korn nahm, und wo es nur anging, ordentlich herunterputzte.

Ich begreife deine Langmuth nicht, sagte einst der Ne-

denmann meines Vetters, wie kannst du solche Rohheiten nur dulden?

Mein Vetter lächelte spöttisch und antwortete: „Laß ihn nur schimpfen, was liegt daran, ich werd' es gleich nach der Parade der Frau Obristin klagen, da wird er schon seinen Thee bekommen!“ Diese naive kerzengerade Antwort flog durch das Bataillon, kam dem Obersten zu Ohren, und Ihr könnt Euch den Skandal denken. Der ganze Seifenvorrath meines Vetters hätte den Obersten nimmer rein gewaschen.

Dein Vetter war also auch ein Grasel?

Na, und was für Einer!

Sag' mir doch, Brunno, spricht man auch in Prag von dem Räuber?

Ob man von ihm spricht? Man spricht nicht blos von ihm, sondern man fahndet auch nach ihm.

In Prag?

Wie käme der Grasel auf einmal nach Prag?

Wie er hinkommt? Das ist seine Sache und kümmert mich nicht, aber ich kann Euch sagen, daß es dort gerade während meiner dortigen Anwesenheit großen Lärm gab, und daß man dem Grasel allen Ernstes nachgespürt hat.

Hat man etwa dich für den Grasel gehalten?

Scherz bei Seite, was ich Euch jetzt erzählen werde, ist Wahrheit, und halb Prag kennt die Geschichte. Habt Ihr schon von dem Prager Stadthauptmann Czech von Czechenherz gehört? Das ist Euch Einer, vor dem alle Spitzbuben in ganz Böhmen zittern. Wen der auf dem Korn hat, der entgeht ihm gewiß nicht, denn er versteht es, allerlei Gestalten anzunehmen, Manieren und Lebensweisen der verschiedensten Klassen nachzuahmen, er entstellt sein Gesicht bald durch Bart und Brille, bald durch falsche Nasen, bald durch Umstülpen der Augenlider, ja man weiß von ihm, daß er, um einer Falschmünzerbande willen, seine erste Spürfahrt als Bettelharfenist unternahm. Kurz der Prager Stadthauptmann

ist in seinem Fache ein sehr ausgezeichneter Mann, aber den Grasel hat er doch nicht erwischt. Das kam nämlich so:

Vor ungefähr vierzehn Tagen langte auf der Prager Stadthauptmannschaft ein Steckbrief an, der Grasel, als ungarischer Viehhändler verkleidet, werde mit einem Begleiter in Prag eintreffen, und zwar in einer mit vier Schimmeln bespannten gelben Chaise.

Als auffallendes Kennzeichen war angegeben eine rothe Narbe unter dem linken Ohr.

Herr von Czech gerieth vor Freude außer sich, die ganze Stadthauptmannschaft kam in Bewegung.

Zur großen Satisfaktion des Steckbriefes lief noch am nämlichen Tage die Anzeige ein, die gelbe Chaise sei wirklich in der Neustadt gesehen worden.

Nun wurde ein großartiger Operationsplan entworfen, zahlreiche Detachements sollten vom äußersten Anfange der Stadt nach dem Innern operiren, und so das Netz über dem Haupte des verwegenen Räubers zusammenziehen.

Mit Ungeduld wurde der Anbruch der Nacht abgewartet, das Unheil schwebte über Jedem, der sich außer Hause treffen ließ, und zufällig eine rothe Narbe an der linken Wange trug.

Eines von den Detachements hatte zur Aufgabe, die Hetzinsel zu besetzen und zu einer festgesetzten Zeit gegen ein gewisses Wirthshaus in der Neustadt zu manövriren.

Die Luft war überall rein, und man langte bei dem Wirthshause an, ohne etwas Verdächtiges angetroffen zu haben.

Um nicht aufzufallen, legten sich die Gewappneten draußen in den Hinterhalt und von den Uebrigen trat Einer nach dem Andern in das bestimmte Gasthaus und befahl Eierpunsch.

Auf einmal trat ein Fremder in die Gaststube, es war — ein ungarischer Viehhändler!

Den Hut tief in die Augen gedrückt, setzte er sich in einen Winkel.

Hollah, es ist der Grasel! schreit einer der Agenten, die Bewaffneten stürzen auf das verabredete Zeichen herein, Alles

wirft sich auf ihn, Geschrei; Tumult, Lärmen; der Viehhändler wehrt sich, wie der leibhaftige Satan, endlich wurde er doch überwunden, die Untersuchung begann an Ort und Stelle, aber so viele Mühe man sich gab, aus dem Viehhändler wurde nicht einmal ein simpler Räuber, viel weniger ein Räuberhauptmann.

Es unterlag keinem Zweifel, diese Abtheilung hatte sich vergriffen.

Aber auch die Anderen waren in ihrem Fischfang nicht glücklicher; in derselben Nacht wurden in Prag noch vier oder fünf ungarische Viehhändler arretirt und keiner von allen war der Grasel.

Schenken und Weiber sind bekanntlich des Grasel's schwache Seiten — es blieb daher keine Schenke verschont — es wurde sehr viel Eierpunsch auf Staatskosten konsumirt, der Grasel aber — wenn er sich wirklich in Prag befand — war mit Wagen und Pferden entschlüpft und die Prager entschuldigten ihren Stadthauptmann mit dem bekannten Spruche: „Der ist ein schlechter Pulvermüller, dem jährlich nicht wenigstens Eine Pulvermühle in die Luft geht Der Grasel ist auch in Wirklichkeit in die Luft gegangen."

Nachdem Brunno von Brunnenfels seine Prager Geschichte beendigt hatte, ermangelten die Anderen nicht, ihre Bemerkungen zu machen und das Abenteuer mit Randglossen zu versehen.

Ich möchte nur wissen, fragte jetzt Einer aus der Gesellschaft, ob es denn bis nun noch nicht gelungen ist, einzelner Genossen des Grasel's habhaft zu werden?

Ei freilich befinden sich bereits mehrere Missethäter in Haft, die unter der Firma Grasel geraubt und gestohlen haben. Die schwankenden Aussagen, welche sie machen, so wie ihre völlige Unkenntniß über die Person und die Verhältnisse des Grasel lassen indessen vermuthen, daß diese Verbrecher mit dem gefürchteten Anführer in gar keiner Verbindung standen, sondern seinen Namen nur benützt haben, um sich furchtbar zu machen.

Dem muß auch wirklich so sein, sonst wär' es nicht leicht denkbar, wie es bis jetzt nicht schon gelungen sein sollte, auf Grundlagen ihrer Angaben sich Grasel's Person zu bemächtigen.

Auch in einem Landstädtchen Böhmens, der Name ist mir entfallen, erzählte Brunno, hat man jüngst einen Räuber gehenkt, der ehedem mit Grasel in Verbindung gestanden haben wollte. Es zeigte sich jedoch am Ende, daß seine Aussagen ganz falsch waren, er hatte den Grasel gar nie gekannt und log, um die Untersuchung jahrelang hinauszudehnen. Mit diesem Unglücklichen erlebte man noch nach seiner Hinrichtung ein Abenteuer, welches man für erdichtet halten möchte, wenn es sich nicht bereits in den Annalen der Justiz befände. Besagter Missethäter wurde in einem böhmischen Landstädtchen hingerichtet. In der Nähe des Hochgerichtes befand sich eine Mühle. Nach Sonnenuntergang wurde, wie üblich, die Leiche des Gehenkten vom Galgen genommen, die beiden Knechte des Wasenmeisters ließen sie zum Theil entkleidet gemüthlich zu Füßen des Galgens liegen, um sich in einer Schenke gütlich zu thun und das Exekutionshonorar und vielleicht auch die Gewänder des Hingerichteten an den Mann, oder besser an den Wirth zu bringen.

Einige Stunden vergingen.

War es nun die eingetretene Nachtkühle, oder der herabfallende Thau, oder hatte der Scharfrichter gar zu liederlich operirt, genug, die Lebensgeister des mangelhaft Gerichteten erwachten zu neuer Thätigkeit, der Räuber erholte sich und gelangte zum Bewußtsein.

Er raffte sich auf, schwankte — wahrscheinlich auf's Gerathewohl — vorwärts und langte bei der Mühle an.

Man sollte nun glauben, die vor kaum zwölf Stunden erlittene Todesstrafe müsse bei dem wieder zum Leben erwachten Missethäter irgend einen Eindruck hinterlassen haben, dem war aber nicht so, der Spitzbube zum vollen Bewußtsein gelangt, fand die Thüre der Mühle offen, die Treppe

frei, und schlich sich in die Stube des Müllers, wo er ein paar Stiefel fand, die er sich ohne Bedenken zueignete und mit einer unglaublichen Kaltblütigkeit anzuziehen begann.

Bei diesem Geräusch erwachte der Müller — der Dieb entfloh.

Der Müller, im ersten Schreck einer Ueberlegung unfähig, reißt sein Gewehr von der Wand, stürzt dem Fliehenden nach, legt an, drückt los, und der Dieb stürzt zu Boden.

Nun eilten der Müller und sein mittlerweile erwachter Knappe auf den Getroffenen zu und fanden ihn auf dem Boden liegend, wo er eben seinen Geist aushauchte.

Die Kugel war ihm von rückwärts durch die Brust gefahren.

Der zu raschen That folgte nun Reue von Seite des Müllers, er untersuchte den Getödteten und entdeckte das verhängnißvolle Halsband, welches der abgelöste Strang zurückgelassen hatte.

Um nun über den Verdacht, der in ihm erwachte, Gewißheit zu bekommen, eilte er zur Richtstätte.

Sie war leer, die Leiche des Gerichteten verschwunden, dagegen lagen auf der Erde Grabwerkzeuge, kurz der Müller überzeugte sich, daß der Gerichtete noch nicht begraben sei und daß der Mann, den er erschossen, derselbe war, den man am Vormittag gehenkt hatte.

Der Müller sann nach, wie sich aus der Verlegenheit zu ziehen, und glaubte das beste Mittel zu ergreifen, indem er in Gemeinschaft mit seinem Knappen den Erschossenen wieder zur Ruhestätte zurück trug.

Dies that er denn auch.

Gegen den Morgen hin fanden sich die Wasenknechte ein. Sie hatten die Nacht hindurch nicht ein, sondern mehrere Gläser über Durst getrunken, befanden sich daher in sehr wacklichen Verhältnissen.

Sie versuchten das Grab zu graben und taumelten dabei bald rechts bald links.

Mittlerweile war es vollkommen hell geworden.

Auf einmal riß Einer von ihnen die Augen auf und schlug die Hände überm Kopf zusammen.

Was gab es?

Ein Wunder!

Der Gehenkte, dessen Stiefel sie in der Schenke vertrunken, hatte abermals Stiefel an!

Die erschreckten Büttel taumelten heim zum Meister — dieser keuchte heraus — die Halswunde bestätigte die Identität der Person, man konnte nicht mehr zweifeln, es war der Gehenkte, wie er leibte und lebte, aber wie kam er zu den Stiefeln?

Der Leichnam blieb unbegraben, die polizeiliche Untersuchung begann, Herr Czech von Czechenherz war persönlich anwesend.

Der Kreisphysikus entdeckte ohne Mühe die Schußwunde im Rücken, Herr von Czech untersuchte die gespenstigen Stiefel und fand an der Sohle, in der Vertiefung des Absatzes, eine Mehlkruste, welche seine Aufmerksamkeit auf die Mühle und Müller lenkte. Dieser, in's Examen genommen, gestand die That und befindet sich jetzt, eines Todschlages angeklagt, in Untersuchung.

Das ist nicht möglich, unterbrach einer der Zuhörer den Erzähler, wie kann man den Müller eines Todschlages anklagen? Er hat ja nur Einen erschossen, der bereits zu Tode gerichtet war, der ohnedem gar nicht mehr zu den Lebenden zählte?

Um Vergebung, mein Lieber, das Gesetz straft nicht nur die That, sondern auch die Absicht. Als der Müller dem Diebe nachschoß, wußte er nicht, daß er einen Justifizirten vor sich habe, er hätte demnach ebenso wie diesen auch jeden Andern niedergeschossen, und eine solche That wegen eines gestohlenen Stiefelpaares, das kann man wohl einen Todschlag nennen!

Einen Todschlag an einem gehenkten Räuber!



Johann Grasel.

Nach einer Originalzeichnung der k. k. Hofbibliothek zu Wien.

Ich mag nicht behaupten, daß der Müller mit jener Strenge verurtheilt werden solle, wie andere Todtschläger, aber eine Strafe verdient er doch.

— O gewiß, ich würde ihn zu vierundzwanzig Stunden Arrest in seiner Mehlkammer verurtheilen.

Die Gesellschaft ereiferte sich wegen des originellen Kriminalfalles, und jene Partei, welche sich zu Gunsten des Müllers gebildet hatte, drohte zu siegen, als sich plötzlich eine männliche Stimme in den Streit mischte, welche die Worte sprach:

Sie verzeihen, meine Herren, wenn ich mir erlaube, in dieser Angelegenheit unaufgefordert meine Meinung abzugeben.

Die Versammelten blickten den unberufenen Sprecher, dessen Eintreten ihnen im Eifer des Gespräches entgangen war, erstaunt an.

Vor ihnen stand ein junger Mann, beiläufig dreißig Jahre alt, sehr anständig gekleidet, und von einem überaus feinen Wesen.

Sein Aeußeres verrieth eine vornehme Abstammung, seine ganze Erscheinung war einschmeichelnd und einnehmend.

Der Fall, fuhr der Fremde fort, da keiner der Anwesenden ihn am Sprechen hinderte, ist interessant; bei dem über den Müller zu fällenden Urtheile kommt Alles darauf an, ob man dem Wortlaute oder blos dem Sinne des Gesetzes folgen will. Ich habe es stets mit dem Ersteren gehalten, und stimme mit Denjenigen, welche den Müller wie jeden anderen Todtschläger bestraft wissen wollen. Merken Sie wohl, meine Herren, nicht jeder Mensch, der für todt gehalten wird, ist wirklich todt, warum soll das Leben Desjenigen, der oft gegen seinen Willen für todt gehalten wird, durch das Gesetz nicht eben so sicher gestellt sein, wie das eines Anderen?

Um Vergebung, mein unbekannter Herr, nahm jetzt unser Bruno von Brunnenfels das Wort, Sie sprechen von Fällen, die wahrhaftig nicht leicht eintreten werden.

Das Leben überbietet sich oft an Dingen, an welche sich

keine Erfindung wagen würde. Ich will Ihnen einen solchen Fall vorführen. Wer ist gegenwärtig König von Frankreich?

Ludwig der Achtzehnte.

Wer war vor ihm der letzte König von Frankreich?

Es war Ludwig XVI., der Bruder des jetzigen Königs.

Sonderbar, auf Ludwig XVI. folgte Ludwig XVIII., wo ist nun Ludwig XVII.?

Da die Anwesenden, welchen die Genealogie der Bourbonen, so wie die Details der französischen Revolutionsgeschichte nicht sonderlich bekannt sein mochten, keine Antwort gaben, so übernahm es der Fremde, seine Frage selbst zu beantworten.

Ludwig XVII., sagte er, war der Sohn Ludwig XVI., und saß als sechsjähriger Knabe auf Befehl des Konvents im Temple gefangen. Hier wurde er, wie die Einen behaupten, vergiftet, oder starb, wie die Andern wollen, unter den Mißhandlungen des Schusters Simon. Seine Leiche war jedoch niemals zum Vorschein gekommen. Wenn nun heute Jemand vor einem Tribunal erschiene und klagte sich selbst an: er habe vor einem Jahre Ludwig XVII. ermordet und die Leiche sei unwiederfindbar verschwunden, was meinen Sie wohl, was würde mit ihm geschehen?

Ich denke, daß man ihn abweissen, oder in ein Irrenhaus schicken würde.

Und warum dieses?

Weil es widersinnig ist, sich für den Mörder eines Menschen auszugeben, der vor zwanzig oder noch mehr Jahren gestorben ist.

Oder — bemerkte der Fremde mit Nachdruck — den man für gestorben hält.

Sie behaupten also ...?

Ich behaupte, daß es kein größeres Unglück auf der Welt gibt, als Dauphin von Frankreich zu sein, wenn der königliche Vater todt und der Thron vergeben ist. Jedem Bettler wird Recht gesprochen, einem verspäteten Dauphin aber nicht!

Der Ton, mit dem der Fremde diese Worte sprach, klang so wehmüthig, so ergreifend, daß die Anwesenden den jungen Mann mit erhöhter Aufmerksamkeit ansahen.

Nach einer kurzen Pause fuhr er in derselben Weise fort:

Ich behaupte, daß die Angabe eines Menschen, Ludwig den Siebzehnten ermordet zu haben, keine widersinnige wäre, denn was auch alle Welt über den Tod des Dauphin behaupten möge, ich bin im Stande das Gegentheil zu beweisen.

Wie? Sie, mein Herr, wollten beweisen . . . .

Daß Ludwig XVII. lebt! Staunen Sie nicht, was ich sage ist wahr, so wahr, als der unglückliche Tod Ludwig XVI. Ja, meine Herren, der unglückliche Dauphin, der Sohn des gemordeten Königs, jener Ludwig, der unter der Bezeichnung der Siebzehnte gegenwärtig auf dem Thron von Frankreich sitzen sollte, er steht vor Ihnen; ich bin es!

Der junge Mann sprach diese Worte mit einer bewunderungswürdigen Zuversicht, daß man ihm entweder glauben oder ihn für verrückt halten mußte.

Die Gesellschaft fuhr wie elektrisirt empor.

Er, ohne die Wirkung seiner merkwürdigen Enthüllung abzuwarten, verneigte sich und verließ langsamen Schrittes die Stube.

Siebentes Kapitel.

Herzog und Marquis.

Die Vorstellung im Theater an der Wien, wo der Hund des Aubry zum ersten Male seinen Herrn rettete, war gerade zu Ende, als der junge Mann, welcher der Gesellschaft in der schlichten Schankstube die sonderbare Enthüllung gemacht hatte, daß er der Herzog der Normandie sei, aus der Bretterhütte trat und sich in einen Wagen warf.

Wir verlieren das Gefährte nicht aus den Augen, sondern folgen ihm über die Esplanade durch das Kärntnerthor über den Stephansplatz, von wo es gegen den hohen Markt einbog.

Hier hielt es vor einem Hause, der Herr stieg aus, eilte das zweite Stockwerk hinan und zog die Glocke, worauf ihm aufgethan wurde.

Ein alter Diener mit einer vierzackigen Girandole in der Hand, verneigte sich mit einem tiefen Bücklinge vor ihm und leuchtete ihm dann voran.

Man durchschritt schweigend zwei Gemächer, in dem dritten wurde Halt gemacht.

Die Physiognomie der Wohnung glich der äußeren Erscheinung ihres gegenwärtigen Besitzers, sie war elegant ohne prachtvoll zu sein.

Der Diener setzte die Leuchte auf einen Tisch, der mit einem jener kostbaren französischen Teppiche bedeckt war, die seit dem Jahre 1667 von ihrem Erfinder Gobelin den Namen tragen.

Dieser Teppich und ein Bild, welches wir gleich näher bezeichnen werden, waren die einzigen, dem Auge sichtbaren Gegenstände, die an Frankreich erinnerten; alles Uebrige gehörte dem Inlande an und verrieth dies durch seine Schwerfälligkeit und Solidität, die nicht für Decennien, sondern für ganze Generationen berechnet schienen.

Der alte Diener, nachdem er der Girandole sich entledigt, machte wieder seinen Bückling und gedachte sich zu entfernen, als die Stimme seines Herrn ihn zurückhielt.

Julien, fragte dieser, sind keine Briefe angekommen?

Nein, Hoheit!

Hast du meine Aufträge besorgt?

Ja, Hoheit!

Der Diener verneigte sich bei jeder dieser Antworten.

Der junge Mann machte hierauf eine jener nachlässigen Handbewegungen, die, wenn man zu bequem ist den Mund

zu öffnen, die Stelle einer Verabschiedung vertrete.., Julien verstand die Pantomime und verließ das Gemach.

Der Zurückgebliebene warf sich auf eine Bergère, lehnte den Kopf nach rückwärts und ließ sein Auge auf ein Bild fallen, welches ihm gegenüber an der Wand hing.

Dieses Bild — es ist dasselbe, auf welches wir kurz vorher bei Erwähnung des Gobelin unsere Leser aufmerksam machten — dieses Bild befand sich in einem mit Arabesken verzierten Rahmen von kirschrothem Palissanderholz, und zeigte in vortrefflicher Ausführung das in Oel gemalte Porträt jenes unglücklichen Königs in Frankreich, der unverdient büßen mußte, was seine Vorfahren verschuldet, der ein Opfer fiel seines Wankelmuthes und seiner Herzensgüte — es war das Porträt Ludwig des Sechzehnten, gemalt im Jahre 1784, im dreißigsten seines Lebens.

Der junge Mann auf dem Ruhesitz hat den traurigen Blick auf den König gerichtet, und indem wir ihn und das Porträt in raschem Wechsel anschauen, erfaßt uns ein mächtiges Staunen, wir trauen kaum dem Blick, wir beben fast zurück vor gewaltiger Ueberraschung, denn er und das Bild sind Eins, sein Antlitz ist dasselbe wie jenes des Gemäldes, wäre er zu dem Gemälde gesessen, hätte es nicht ähnlicher sein können.

Eine täuschendere Aehnlichkeit zwischen zwei verschiedenen Personen hat es noch nie gegeben, hier und dort dieselben Züge, derselbe Blick, dieselbe Stirne, mit einem Worte hier und dort stereotipe Gesichtsbildung der Bourbonen.

Kaum fünf Minuten blieb der junge Mann allein, als Julien wieder eintrat und ihm unter der bekannten ceremoniösen Verbeugung eine Visitkarte überreichte.

Beim Anblick dieser Karte bemächtigte sich eine freudige Erregung des jungen Mannes, er richtete sich vom Sitze auf und rief:

Der Marquis ist mir willkommen!

Julien ging hinaus, öffnete die Thüre, und herein trat — jener junge Handwerksbursche, den wir im Gast-

hause zu Stein unter dem Namen Gabriel Lespine kennen lernten.

Ah, Gabriel, Sie sind's, rief der junge Mann sichtlich erfreut, aber, mein Gott, in welchem Anzuge?

Hoheit, entgegnete Gabriel, sich verneigend —

Lassen Sie das, mein Freund, ich bitte Sie, nennen Sie mich Karl oder Ludwig, für Sie will ich, selbst wenn mir das Glück werden sollte mein gutes Recht zu behaupten, nie mehr sein. Jetzt aber nehmen Sie Platz, mein Freund, und erzählen Sie. Vor Allem aber lösen Sie mir das Räthsel, warum in dieser Verkleidung.

Gabriel ließ sich an der Seite Ludwig's nieder und antwortete:

Sie erlauben mir, Sie in der alten vertraulichen Weise anzusprechen, dies freut mich, denn es beweist mir, daß Ihre Freundschaft für mich noch nicht erloschen ist.

Sie setzen in die Beständigkeit der Menschen wenig Zutrauen.

Ach, Ludwig, wer im Leben so traurige Erfahrungen gemacht hat, wie ich —

Sind die meinigen vielleicht erfreulicher? Doch wir wollen uns die ersten Stunden der Wiedervereinigung nicht durch Klagen verbittern; erzählen Sie, waren Sie in Paris?

Ich lange eben von dort an.

Haben Sie mit meiner Tante gesprochen?

Ja. Es gelang mir bis zur Herzogin von Angouleme zu dringen, sie hörte mich ruhig an —

Und was war ihre Antwort?

Erlassen Sie mir, mein Freund, Ihnen diese zu wiederholen, sie enthält nichts Tröstliches für Sie.

Wozu diese Schonung? Sprechen Sie, verhehlen Sie mir nichts, ich bin es gewohnt, von meiner Familie unter dem Vorwande, ich wäre todt, verläugnet zu werden. Mein Onkel, der Graf von Provence, der jetzt unter dem Namen Ludwig XVIII. meinen Platz einnimmt, hat mich verdrängt, er allein trägt an meinem Unglücke Schuld, er ist mein alter

Feind, ein gleißnerischer Verwandter, der schon zum Voraus seine Zustimmung gab zur Verhaftnahme der königlichen Familie, unter welcher auch ich mich als ein vierjähriges Kind befand. O, sagen Sie mir, was sprach meine Tante? Ich bin auf Alles gefaßt, sogar auf den entwürdigenden Verdacht, für einen Betrüger zu gelten.

Sie dringen in mich und ich will Ihrem Wunsche nachkommen. Die Antwort der Frau Herzogin bestand nur in wenigen Worten: „Sagen Sie Demjenigen, der Sie sandte", erwiderte sie mir, „er möge wohl bedenken, daß eine Prätension, die nicht erwiesen werden kann, für einen Betrug gelte, und was einem Betrüger bevorsteht, brauche ich nicht erst anzugeben. Es gibt der Narren genug, die von einem Gott abstammen wollen, und dann bescheiden genug sind, sich mit der Herkunft von einem Heroen zu begnügen!"

Karl Ludwig knirschte mit den Zähnen und ließ die Augen rollen, jeder Zug seines Antlitzes verrieth den Zorn, der in seinem Innern kochte.

Kann ich meine Prätension etwa nicht beweisen? rief er, leben nicht Personen genug, die für die Wahrheit meiner Angaben sprechen und zeugen wollen? Und sie selbst meine Tante, wie kann sie nur so grausam sein meine Angaben zu bezweifeln, da man ihr doch niemals eine Leiche vor die Augen gebracht, von der man hätte behaupten können, es sei die meinige Es ist etwas Schreckliches um das Bewußtsein, daß man noch lebt und von Andern für längst verstorben gehalten wird! Meine Tante gestatte mir nur fünfzehn Minuten ungestört mit ihr zu sprechen und sie wird von der Unumstößlichkeit meiner Angaben so durchdrungen sein wie ich es selbst bin. Aber das eben ist es ja, daß man mir keine Gelegenheit zu meiner Legitimation bieten will, daß man mich verdammt, bevor man mich gehört hat. O, warum ließ das Schicksal mich in dem schrecklichen Revolutionsgefängnisse nicht in der Weise enden, wie meine Feinde es behaupten, daß es geschehen sei? Es hätte mir unsägliche Leiden erspart und den Stachel, der nimmer aufhört mein Herz zu verwunden, wenn ich denke, daß ich, der

Sohn eines Königs, der legitime Thronfolger eines Königs von Frankreich, in der Welt umherirren muß, ohne Gehör, ohne Recht zu finden.

Karl Ludwig fuhr sich mit der Hand über die Stirne, machte eine Schulterbewegung, die seinen Unmuth verrieth, ergriff dann die Hand Gabriel's und sagte mit dem Tone tiefer Betrübniß:

Marquis, wir kennen uns seit Jahren, unsere Herzen haben sich in Freundschaft zusammen gefunden, rathen Sie mir, was soll ich thun, was unternehmen, um endlich Frankreich und die Welt zu überzeugen, daß Ludwig XVII. noch lebt, daß ich Karl Ludwig, der Herzog der Normandie bin?

Sie fordern meinen freundschaftlichen Rath, Ludwig, Sie sollen ihn haben. Erfahren Sie vor Allem, daß die Zahl Jener, welche in Paris und in Frankreich an Ihren Tod nicht glauben, nicht gering ist, diese Leute behaupten so wie Sie, daß Ludwig XVII. aus dem Temple gerettet worden sei, allein man weiß nicht, was seitdem mit ihm geschehen. Ihnen liegt es nun ob, dieser Partei gegenüber die Identität zwischen Ihnen und dem Herzog der Normandie herzustellen, gelingt es Ihnen die Beweise zu liefern, dann können Sie hoffen, daß Ihre Familie der öffentlichen Meinung gegenüber zu der Konzession gezwungen sein wird, Ihre Angelegenheit einem Gerichtshofe zu übergeben. Meine Meinung geht nun dahin, daß Sie ein „Memoire" ausarbeiten, in welchem Sie so ausführlich als möglich Ihre bisherigen Schicksale erzählen, sich bei den Thatsachen, wo es angeht, auf Zeugnisse von noch lebenden Personen berufen, die Kopien von Dokumenten, die Sie sicherlich besitzen, beilegen, um solcher Art jedem Leser die Ueberzeugung dessen zu verschaffen, was Sie selbst glauben. Das „Memoire" lassen Sie in London in Druck legen, und das Aufsehen, das es voraussichtlich erregen wird, muß die beabsichtigte Wirkung herbeiführen. Jetzt, wo Frankreich ein konstitutioneller Staat ist, können Sie von der Justiz selbst in einer so heiklichen Angelegenheit einen unbeeinflußten Rechtsspruch erwarten und des Sieges gewiß sein.

Der Prätendent hörte dem Rathe des Freundes aufmerksam zu, besann sich nicht lange und erwiderte:

Ich erkläre mich mit Ihrem Rathe einverstanden, und werde mich unverzüglich an die Abfassung des Memoires machen.

Möge Ihre Arbeit von bestem Erfolge gekrönt sein!

Ludwig reichte dem Freunde die Hand, drückte sie warm und sagte dann:

Jetzt genug von meiner Angelegenheit, nun einige Worte von der Ihrigen.

Von mir? Welches Interesse können für Sie die Verhältnisse eines Menschen haben —

Der mein Freund ist? unterbrach ihn Karl Ludwig, o Marquis, Sie verstehen mein Herz schlecht, wenn Sie so von mir denken. Sie sind mir auch noch die Antwort schuldig, die ich gleich bei Ihrem Eintreten wegen der auffallenden Verkleidung an Sie richtete. —

Diese Antwort, versetzte Gabriel, werden Sie erst dann verstehen, wenn ich Ihnen umständlich mittheile, was mich nach Paris und von dort nach Wien führte, dazu aber ist es heute bereits zu spät, außerdem gestehe ich, daß ich von der Reise sehr ermüdet bin.

Sie versprechen mir also ....

Ich verspreche Ihnen, daß Sie morgen schon, was ich bisher gegen Jedermann als Geheimniß meines Lebens sorgfältig verbarg, erfahren sollen.

Der Prätendent zog die Klingel.

Julien trat ein.

Geleite den Herrn Marquis in's Fremdengemach, er bleibt mein Gast, bis er für sich eine passende Wohnung gefunden.

Der Herzog und der Marquis trennte sich.

. . . .

. . . .

Am andern Vormittage finden wir die jungen Kavaliere beim Thee.

Der Marquis hatte die ordinäre Hülle abgestreift und trug ein Morgenkleid, welches, seinem Stande angemessen, sich eben so durch Feinheit wie durch Einfachheit auszeichnete.

Der Prätendent ist nicht genöthiget, ihn an sein Versprechen von gestern zu erinnern, Gabriel begann heute unaufgefordert die Enthüllung seiner Familiengeheimnisse.

Wir wollen, was er dem Freunde erzählte, im nächsten Kapitel wiedergeben.

Achtes Kapitel.

Eine Geschichte aus vergangener Zeit.

Wir Beide, begann Gabriel, haben durch die Revolution unersetzbare Verluste erlitten, Sie verloren einen Thron und ich mein Vaterland. So wie Sie, mein Freund, bin auch ich Franzose, die Rückkehr nach Frankreich steht mir frei und offen, allein was soll ich in einem Lande, dem ich ganz und gar entfremdet bin, entfremdet durch Erziehung, durch Gewohnheiten, durch Denk- und Handlungsweise! Der Abstammung nach ein Franzose, der Erziehung und den Gewohnheiten nach ein Deutscher, habe ich ein Vaterland verloren, ohne ein zweites gefunden zu haben, ob ich hier oder dort verweile, mich erfüllt das bittere Gefühl der Fremdheit.

Unter den zahlreichen Familien, welche — durch die Revolution gezwungen — Frankreich verließen, befand sich auch die des Herzogs von Lointier, meines Großvaters.

Zu dieser Familie zählten der alte Herzog Arthur seine drei Söhne Leonhard, Marcel und Remi, seine einzige Tochter und meine Mutter Blanchefleure, Gattin des Marquis L'Espine.

Meine Mutter zählte kaum fünfzehn Jahre als sie, von

ihren Anverwandten gezwungen, meinem Vater die Hand reichte.

Der Herzog bewohnte vor der Revolution seine bescheidene Domäne im Süden von Frankreich. Schon die Anfänge der Revolution, Ereignisse, welche den Schatten vor sich herwarfen, ließen den Marquis L'Espine von Paris fliehen, er kam, ich weiß nicht durch welche Veranlassung, in die Gegend, wo die Besitzung meines Goßvaters lag, er sah meine Mutter und verliebte sich in sie.

Der Marquis L'Espine erfreute sich eines sehr großen Reichthumes, während im Gegensatze die Einkünfte der herzoglichen Familie durch Einziehung der Feudalrechte empfindlich gelitten hatten, es kam daher dem Herzog und seinen drei Söhnen erwünscht, daß der Marquis um die Hand meiner Mutter anhielt.

Diese sträubte sich gegen die Verbindung; abgesehen von dem Alter des Marquis, er zählte bereits das vierzigste Lebensjahr, was gegen die fünfzehn Frühlinge meiner Mutter sehr abstach, empfand sie einen Widerwillen gegen seine Art, sich zu benehmen. Mein Vater hatte von Jugend auf in Paris gelebt; in der dortigen großen Welt herangebildet, trug er alle Vorzüge, aber auch alle Laster jener schlüpfrig galanten Epoche mit sich, welche das Königthum mit Riesenschritten dem Abgrunde zuführten, denn wo die guten Sitten untergehen, nehmen die Revolutionen ihren Anfang.

Die Weigerung meiner Mutter war von keinem Erfolge, der Vater und ihre Brüder hörten nicht auf, ihr das Glück, welches ihrer an der Seite des Marquis wartete, in den lebhaftesten Farben zu schildern, und als Zureden nichts fruchtete, nahmen sie zu Drohungen ihre Zuflucht, und ließen ihr am Ende die Wahl, entweder die Gattin des Marquis zu werden, oder ihr ganzes Leben in einem Kloster zu verbringen.

Meine arme Mutter hatte nicht mehr die Kraft zu widerstehen, sie wurde Marquise L'Espine, jedoch unter der Bedingung, daß sie von ihrem Vater nicht getrennt werde.

Während dieses kleine Familiendrama auf dem herzoglichen Schlosse abgespielt wurde, führte man in Paris eine große Tragödie auf, man stürmte die Tuilerien, nahm die königliche Familie auf der Flucht gefangen, der National-konvent konstituirte sich, Frankreich wurde eine Republik.

Die Schrecken wälzten sich aus der Hauptstadt nach allen Theilen des Reiches, die Gefahr mehrte sich von Tag zu Tag, die Guillotine begann ihr schrecklich' Handwerk zu üben.

Der Herzog und sein Schwiegersohn beschlossen der Gefahr, welche besonders den Adel des Landes bedrohte, zu entfliehen und von ihren Liegenschaften doch so viel als möglich zu retten. Um Letzteres zu erreichen, sollte der Marquis zurückbleiben, die Angelegenheiten ordnen und dann der Familie nach Wien folgen. Der Grund, warum mein Großvater diese Stadt zu seinem Zufluchtsorte wählte, lag in dem Umstande, daß er in Wien bereits längere Zeit verlebt hatte, und zwar als Begleiter des Fürsten Rohan, der als Gesandter in Wien die Thorheiten auf die Spitze trieb und die Lächerlichkeit beging, seine Pferde bei einer feierlichen Auffahrt die Hufeisen verlieren zu lassen, welche zum Erstaunen der Wiener von purem Silber waren. In Folge seiner früheren Vorliebe für diese Stadt kam also der Herzog Arthur von Lointier mit seinen vier Kindern nach Wien.

Kurz nach der Ankunft hier erblickte ich das Licht der Welt.

Bis zu diesem Momente werden Sie, theurer Frrund, in der Geschichte meiner Familie nichts Ungewöhnliches gefunden haben, es sind dies Erlebnisse, ähnlich denen vieler anderer Emigrirten, und es lohnte sich kaum der Mühe, sie wieder zu erzählen, wenn es nicht nothwendig wäre, sie wegen des Folgenden genau zu kennen. Von da an beginnen jedoch die Ereignisse von dem Gleise gewöhnlicher Vorfälle abzuweichen, und gestützt auf spätere mündliche und schriftliche Mittheilungen, will ich Sie Ihnen erzählen, wie sie sich in Wirklichkeit zutrugen, dabei mache ich jedoch die Bemerkung, daß es Ihnen nicht auffallen möge, wenn ich in diesem Theile meiner Erzählung, so oft von Blanchefleure, der Mar-

quise von L'Espine, die Rede ist, die Bezeichnung „meine Mutter“ hinweglasse, es widerstrebt dem Gefühle meines Herzens, das theure Wort Mutter mit der Erwähnung eines Fehltrittes, den ich zu erzählen gezwungen bin, in Verbindung zu bringen.

Der Herzog und seine Familie hatten erwartet, daß der Marquis in der Lage sein werde, ihnen schon nach einigen Monaten zu folgen; zu ihrer großen Unruhe jedoch verstrich ein Monat um den anderen und der Erwartete kam nicht.

Die Nachrichten aus Paris gestalteten sich immer furchtbarer, der Berg siegte über die Gironde, Robespierre wurde allmächtig, Elsaß und Toulon wurden erobert, die Vendée ward besiegt, der Marquis kam noch nicht.

Das Jahr 1794, welches Robespierre und mit ihm den Terrorismus stürzte, verstrich, und der Marquis ließ noch nichts von sich hören.

Der Herzog war untröstlich; die Marquise vermißte den ungeliebten Gemal wenig und lebte einzig und allein der Sorge für ihr Kind.

Die herzogliche Familie bewohnte damals ein Palais in der innern Stadt, und die Marquise schloß sich trotz ihrer Jugend von der Außenwelt ab.

Bevor ich in meiner Erzählung fortfahre, muß ich Sie auf die Lage der jungen Frau aufmerksam machen.

Seit drei Jahren war sie die Gattin eines ungeliebten Mannes; sie hatte nur wenige Monate mit ihm zusammen gelebt, und war seit mehr als zwei Jahren von ihm getrennt; dieses eheliche Verhältniß war daher weder von dem Bande der Liebe, noch von jenem der Gewohnheit umschlungen. Fügen Sie noch dazu den Umstand, daß der Marquis in dem letzten Jahre gar nichts mehr von sich hat hören lassen, und also gewissermaßen verschollen war, dann werden Sie leicht begreifen, wie es kam, daß diese bisher tadellose Frau zu einem Schritte verleitet werden konnte, der mit ihrer Pflicht in so grellem Widerspruche stand.

Die Stunde dieses armen Frauenherzens hatte geschlagen, die Liebe, welche es bisher nicht gekannt, sollte bei ihm einziehen, und zwar geweckt durch den Anblick eines jungen Mannes, den sie zum ersten Male bei einem Gange in die Kirche bemerkte.

Ich brauche kaum zu erwähnen, daß der Gegenstand dieser Aufmerksamkeit sich Mühe gab sich bemerkt zu machen, denn er hatte die Marquise schon einige Male gesehen und liebte sie bereits, bevor er noch wußte wer sie war.

Der junge Mann, ich nehme keinen Anstand Ihnen seinen Namen zu nennen, war ein Herr von Wendheim mit dem Taufnamen Robert.

Die Marquise wurde von ihm angesprochen, und hatte nicht den Muth eine Antwort zu verweigern; er erfuhr ihren Stand, ihren Namen.

Weiter erstreckte sich ihre erste Unterhaltung nicht.

Einige Tage verflossen, die Marquise bereute bereits die Schwäche, deren sie sich schuldig gemacht, und wählte, um ein weiteres Begegnen mit dem jungen Manne zu vermeiden, eine andere Kirche, was von sehr gutem Erfolge war, denn sie bekam ihn diese Tage hindurch nicht zu Gesicht.

Eines Nachmittags jedoch kam ihr ältester Bruder nach Hause und brachte einen Gast mit, in dem sie mit Schrecken den jungen Mann erkannte, der ihr Herz in so lebhafte Unruhe versetzt hatte.

Die unerwartete Bekanntschaft der beiden Herren verdankte ihr Entstehen dem folgenden Umstande:

Herr von Wendheim war Freimaurer; als er den Namen und Familiennamen der schönen Dame erfahren hatte, erinnerte er sich eines in der Loge „zur goldenen Weltkugel" neu eingeführten Maurers, der den weltlichen Namen Leonhard Lointier trug; auf seine Erkundigung erfuhr er, daß die Marquise die Schwester des jungen Mannes sei, bewarb sich daher um dessen Freundschaft, was, begünstigt von dem Vertrauen, welches zwischen den Maurern unter einander herrschte, von sehr gutem Erfolge war.

Leonhard, der die geheimen Motive Robert's nicht kannte, schloß sich dem jungen liebenswürdigen Manne mit vieler Freundlichkeit an, und führte ihn in seiner Familie ein.

Die arme Marquise hatte die Kraft ihrem Verderben einmal auszuweichen, das zweite Mal fehlte sie ihr. Ein böses Verhängniß befliß sich, das Unglück dieser Frau heraufzubeschwören, und dieses säumte nicht, sich einzufinden.

Herr von Wendheim benutzte die ihm gebotene Gelegenheit, sich bei der herzoglichen Familie, so oft der Anstand es gestattete, einzufinden, — er war vorsichtig genug, seine Leidenschaft für die junge Frau vor ihren Anverwandten zu verbergen, und Niemand im Hause merkte das Band, welches die beiden Herzen immer enger umschlang.

Sie erlassen mir wohl, theurer Freund, Ihnen das stetige Anschwellen dieser Leidenschaft, alle jene kleinen Leiden und großen Freuden einer ersten Liebe weitläufig darzustellen, oder den starken Kampf der Pflicht gegen die Liebe, in welchem die arme Marquise endlich unterlag.

Je inniger und vertrauter das Verhältniß der Marquise mit Herrn von Wendheim wurde, desto seltener erschien er in dem herzoglichen Hause, die Zusammenkünfte fanden außerhalb desselben statt, und die junge Frau besaß Erfindung genug, ihre zahlreicheren Ausgänge durch geschickte Vorwände zu bemänteln.

Bei einer dieser Zusammenkünfte war es nun, wo die Marquise dem Geliebten unter Thränen eine traurige Veränderung ihrer Lage gestand, die in Kurzem zum Verräther ihres Verhältnisses werden mußte.

Sie haben meinen Vater und meine Brüder kennen gelernt, klagte die unglückliche Frau, Sie wissen, mit welcher Strenge sie an der Ehre der Familie festhalten, und mögen daher erwägen, was meiner wartet, wenn sie von meinem Vergehen Kenntniß erhalten.

Robert tröstete die Geliebte.

Weinen Sie nicht, Blanchefleure, bat er und schloß seine Arme um die theure Frau, Sie sollen von der Strenge Ihres

Vaters und Ihrer Brüder nichts zu fürchten haben. Ich liebe Sie und bin entschlossen, dieser Liebe mein Leben zu opfern. Ich besitze in Ungarn eine kleine Domäne, dahin wollen wir uns flüchten, den kleinen Gabriel mitnehmen und dort so lange verweilen, bis der Tod des Marquis seine Bestätigung gefunden, und dann mögen Ihre Verwandten erfahren, daß Sie meine Gattin wurden.

Die Marquise fand Trost in dem Gedanken an die Treue und Ausdauer ihres Geliebten und willigte in die vorgeschlagene Flucht, um der unerbittlichen Strenge ihres Vaters und der Lieblosigkeit ihrer Brüder zu entgehen.

Die Vorbereitungen zu dem beschlossenen Schritte hatten kaum begonnen, als der Herzog aus London einen Brief erhielt, dessen Inhalt für die arme Marquise ein Donnerschlag in einer schwachen Papierhülle war.

Das Schreiben kam vom Marquis L'Espine, der seine baldige Ankunft in Wien anzeigte.

Die Flucht des Marquis aus Frankreich hatte sich verzögert, er wurde von den Jakobinern entdeckt, verfolgt und entging nur mit Lebensgefahr einer Gefangennehmung. Gezwungen Monate lang sich im Gebirge verborgen zu halten, gelang es ihm endlich an die Meeresküste zu kommen, von wo er auf einem schwachen Boot die Fahrt nach England antrat. Ein Sturm verschlug ihn und zwang ihn neuerdings, den Boden des feindlichen Vaterlandes zu betreten; er gerieth Schmugglern in die Hände, da er jedoch unter fremdem Namen reiste und Niemand den Edelmann unter der bäuerlichen Hülle ahnte, so konnte er ohne Gefahr hier verweilen, um seine zerrüttete Gesundheit herzustellen und eine Gelegenheit zur Fahrt nach den Kreideküsten abzuwarten.

Welch' eine Menge von Gefahren hatte der Marquis überwunden, um, ohne daß er es wußte, das Unglück seiner Gattin vollständig zu machen.

Der Marquis lebte also noch; das Verhältniß mit Herrn von Wendheim verlor damit den letzten Schein der Hoffnung, welche die Liebenden bisher mit so vieler Sorgfalt

genährt hatten; mit der Ankunft des Marquis besaß sie einen Gegner mehr, der seinen befleckten Namen zu rächen hatte; der Vater, der Gatte und die Brüder, sie waren ihr eben so viel Feinde, von denen sie keine Nachsicht für den Fehltritt, den sie begangen, zu erwarten hatte.

Vor dem Anlangen jenes verhängnißvollen Briefes hatte sie sich in die Flucht mit dem Geliebten aus Liebe gefügt, jetzt kam auch noch die Furcht hinzu.

Sie beeilte sich diese Schreckenskunde Herrn von Wendheim mitzutheilen, damit dieser die Anstalten beschleunige, was er sich auch angelegen sein ließ.

Von Wien bis an den Plattensee waren Relais gelegt, dort wollte man einige Monate verweilen, bis die Nachforschungen der Verwandten sich fruchtlos erschöpft haben würden, mittlerweile gedachte Robert sein Besitzthum zu verkaufen und erst dann sollte die Reise nach England angetreten werden, denn jetzt, wo der Marquis noch lebte und in Wien anwesend war, glaubten sich die Liebenden für die Dauer auch in Ungarn nicht mehr sicher.

Sie hatten die Verabredung getroffen, Robert solle in der frühesten Morgenstunde der Marquise auf der Esplanade in einer geschlossenen Kalesche harren, sie jedoch solle aus dem väterlichen Hause nichts mitnehmen, als was sie an Prätiosen und an Barschaft besaß. Ein Vorsprung von mindestens sechs bis acht Stunden war hinreichend, sie den Verfolgungen der Verwandten zu entziehen, und der Schleier, der das Liebesverhältniß noch immer umhüllte, sicherte Herrn von Wendheim vor jedem Verdachte eines Einverständnisses mit der Marquise, und zwar um so mehr, da er, um die Verwandten der Geliebten zu täuschen, von ihnen bereits vor acht Tagen Abschied genommen hatte, mit dem Vorgeben einer Reise nach Italien.

Wer hätte ein Mißlingen des gut angelegten Planes befürchtet?

Und doch wurde er vereitelt, nicht etwa durch einen jener kleinlichen Zwischenfälle, wie sie bei weltgeschichtlichen

Ereignissen gewöhnlich in die Speichen der Räder störend eingreifen, im Gegentheile, hier war es eine ungeahnte großartige Explosion, die nebst Anderem auch den kleinen Maulwurfshügel zerstäubte und vernichtete.

Die Marquise verbrachte eine unruhige Nacht, die Zeit schien sich ihr langsam wie eine Schildkröte vorwärts zu bewegen, die Stunden hatten Blei an den Füßen, doch endlich war es Zeit, den Weg anzutreten. Sie hatte Anstalten getroffen, mich auf den Armen das Haus unbemerkt verlassen zu können und Alles ging in erwünschtem Maße vor sich.

Der jungen Frau sank eine Centnerlast vom Herzen als sie das Thor des Palais hinter sich wußte und leichten Schrittes eilte sie durch die einsame Gasse, als ihr plötzlich ein Mann entgegentrat, in dem sie einen vertrauten Diener ihres Geliebten erblickte.

Um Gotteswillen, gnädige Frau, lispelte er ihr zu kehren Sie zurück, Sie werden meinen gnädigen Herrn an dem bestimmten Platze nicht finden, er ist zu kommen verhindert, die Polizei hat vor zwei Stunden unser Haus umstellt und ihn abgeholt.

Im ersten Momente glaubte die Marquise der Plan zur Flucht sei durch Unvorsichtigkeit verrathen worden, und die Verhaftung des Herrn von Wendheim wäre auf Veranlassung ihres Vaters erfolgt, der Hiobsbote brachte sie jedoch von diesem Irrthume ab und setzte sie von der schrecklichen Wahrheit in Kenntniß.

Die Polizei war seit einiger Zeit einer Verschwörung auf die Spur gekommen, welche die Ausstreuung demokratischer Grundsätze, Verbreitung des Jakobinismus und den Umsturz der bestehenden absolutistischen Zustände zum Zwecke hatte.

Die geheimen Wiener Freimaurerlogen wurden schon längst mit vieler Aufmerksamkeit beobachtet und Herr von Wendheim, als Mitglied der Loge zur „goldenen Weltkugel“ in der Josefstadt, gehörte mit in den Kreis dieser Aufmerksamkeit.

Bei der Untersuchung dieser Verschwörung ergab sich, daß die progressistischen Logen mit einer geheimen Gesellschaft in Ungarn „die Resurrektion“ genannt, in Verbindung und in sehr thätigem Verkehr standen. Herr von Wendheim gehörte nun ebenfalls „der Resurrektion“ an, und die Verhaftung erfolgte wegen der Anordnungen, die er zur Flucht traf, welcher die Polizei ein politisches Motiv unterschob.

Die arme Marquise war von den Mittheilungen des treuen Dieners zermalmt; mit der Flucht war auch die gehoffte Rettung von der Enthüllung ihrer Schande vereitelt, es blieb nichts übrig als heimzukehren und sich dem unabwendbaren bitteren Geschicke zu ergeben.

Man sagt, das Gedächtniß des Menschen reiche zurück, bis in's dritte Lebensjahr, was jenseits desselben liegt dafür sei das weiche Gehirn nur die Wiege schlummernder Embrionen und die höchste Treue des Gedächtnisses ist nicht im Stande, die undurchdringliche Nacht, welche darüber gebreitet ist, zu durchdringen.

Ich befand mich damals kaum Monate über dieses Alter hinaus; von dem nächtlichen Gange aus dem Hause, so wie von der Rückkehr weiß ich nichts, denn ich schlief den festen Schlaf eines Kindes, ich entsinne mich nur, daß ich meine arme Mutter zu jener Zeit sehr oft weinen sah, und daß man mich trotz meines Verlangens oft Tage lang verhinderte bei ihr zu sein, was früher nicht der Fall war.

Eines Tages gab es in unserem Hause eine große Bewegung, und der Hofmeister, dessen Obhut ich anvertraut war, sagte zu mir:

Sind Sie hübsch munter und freundlich, der Marquis, Ihr Herr Papa, ist angekommen und wird Sie gleich empfangen.

Ich äußerte dieser Mittheilung gegenüber wenig Freude, denn ich kannte meinen Vater nicht und meine Mutter war war nicht beflissen, viel von ihm zu sprechen und sein Andenken in dem Herzen des Kindes wach zu erhalten.

Von dem Tage der Wiederkehr meines Vaters bekam ich meine Mutter fast gar nicht mehr zu sehen; so oft ich zu ihr gebracht zu werden verlangte, hieß es: „Mama ist krank!“ und wenn ich mit kindischem Eigensinn auf meinem Begehren bestand, erhielt ich eine empfindliche Strafe. Jetzt erkenne ich, daß damals die Absicht meiner Verwandten dahin ging, mich der Mutter zu entwöhnen und zu entfremden.

Es gelang ihnen; mein Verlangen die Mutter zu sehen, wurde immer schwächer, und als ich es nach Wochen wieder einmal äußerte, antwortete mir der Hofmeister:

Armes Kind, Sie werden Mama nicht mehr sehen, sie ist todt!

Ich begann zu weinen, der Hofmeister sagte jedoch zu mir:

Weinen Sie nicht, denn wenn es der Herr Marquis erführe, er würde mir befehlen, Sie empfindlich zu züchtigen.

Die Furcht vor Strafen, die, seitdem ich nicht mehr der Obhut der Mutter anvertraut war, in der That empfindlich geworden waren, ließ mich meinen Schmerz unterdrücken und meine Thränen hinabwürgen; ich gewöhnte mich an den Gedanken, die Mutter todt zu wissen und hütete mich ihrer ferner zu erwähnen.

Das ist Alles, was mein Gedächtniß mir aus jener Zeit aufbewahrte, ich weiß von meinem Vater und von den übrigen Verwandten wenig zu erzählen, denn nach der alten Sitte, die im Hause meines Großvaters strenge gehandhabt wurde, welcher sich meine Mutter freilich nicht fügte, lebten die Kinder in ihren Gemächern in einer eigenen Welt, und wurden bei Eltern und Verwandten nur bei feierlichen Gelegenheiten zum Handkusse zugelassen, während sie außerdem mit ihnen selten in Berührung kamen.

Meine Kinderjahre verstrichen freudlos; nur wenige Stunden des Tages blieben kindlichen Spielen geweiht, ich wuchs heran unter dem ganzen Einflusse der väterlichen Strenge, ungemildert durch die süße Pflege mütterlicher Liebe.

Die Weltbegebenheiten gingen unaufgehalten ihren eisernen Gang; aus den Kriegen in Italien tauchte der Name Bonaparte empor, in Frankreich wurde das Direktorium gestürzt, das Konsulat trat an seine Stelle, Napoleon überragte durch sein Genie himmelhoch die Pigmäen der Revolution und riß Macht und Herrschaft an sich, die Liste der Emigranten war geschlossen. Meine Familie zögerte, die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich zu benützen, mein Großvater, ein Royalist in der echtesten Bedeutung des Wortes, übertrug seinen Groll von der Revolution auf Napoleon, und als dieser den unglücklichen Herzog von Enghien erschießen ließ und der Mord ganz Europa mit Abscheu und Entsetzen erfüllte, verwandelte sich der Groll meines Großvaters in einen unauslöschlichen Haß, der fortdauerte bis zu seinem Tode.

So lange der Mörder des königlichen Prinzen über Frankreich regiere, schwur er den heimischen Boden nicht wieder zu betreten und verbot dies auch seinen Söhnen und dem Marquis, meinem Vater.

Dieser theilte den Haß des Herzogs gegen Napoleon nicht in so hohem Maße und wäre vielleicht noch gerne nach Frankreich zurückgekehrt, wenn er nicht seit dem Tode meiner Mutter derart unter dem Einflusse des Herzogs gestanden wäre, daß man ihn für dessen Sohn, der ihm Ehrfurcht und Gehorsam schuldete, hätte halten mögen

Was mich anbelangt, so erinnere ich mich, daß ich schon in den reiferen Knabenjahren an dem Ruhme Frankreichs großen Antheil nahm, obwohl meine Lehrer den strengen Auftrag hatten, mir keine Vorliebe für meine eigentliche Heimat beizubringen.

Kurz vor der ersten Besetzung Wiens durch die Franzosen, ich war damals fünfzehn Jahre alt, erlebte ich die erste Scene, welche mich auf die Verhältnisse meiner Familie aufmerksam machte.

Ich befand mich mit meinem Hofmeister auf einem Spaziergange auf der Bastei. Ich weiß nicht mehr, welch'

ein Grund ihn bewog, mich, wie er sagte, auf ein Viertelstündchen allein zu lassen, wobei er mir auftrug, an derselben Stelle seine Rückkunft abzuwarten.

Ich versprach, ihn zu erwarten, und er entfernte sich.

Kaum war ich allein, so näherte sich mir ein fremder Herr, der die Entfernung meines Hofmeisters nur abgewartet zu haben schien, um sich mir zu nähern.

Endlich, sprach er mich nach einem flüchtigen Gruße an, wird mir die Gelegenheit, Euer Gnaden allein zu sprechen. —

Kennen Sie mich, mein Herr? fragte ich erstaunt.

O ja, Ihr Name ist Gabriel, Ihr Vater ist der Marquis Jules L'Espine und der Vater Ihrer armen Mutter ist der Herzog Arthur von Lointier.

Es fiel mir auf, daß der Fremde sich des Ausdruckes „Ihrer armen Mutter“ bediente, wobei er noch das Beiwort betonte.

Was haben Sie mit mir zu sprechen? fragte ich den Fremden.

Vor Allem, Herr Marquis, bitte ich Sie, mir zu folgen . .

Ich kann nicht, denn ich muß an dieser Stelle die Rückkunft meines Herrn Hofmeisters abwarten. —

Ihr Hofmeister, wendete der Fremde ein, hat, indem er Sie allein ließ, gegen sein Amt gehandelt, er wird es daher stillschweigend hinnehmen, wenn auch Sie sich Ihrerseits auf ein Viertelstündchen entfernen und entweder mit ihm zugleich oder höchstens einige Minuten später als er zurückkehren.

Noch einiges Zureden und ich fügte mich dem Wunsche des Fremden. Wir nahmen den Weg jener Richtung entgegengesetzt, wohin der Hofmeister sich früher begeben hatte.

Herr Marquis, begann der Fremde, seit Jahren schon ist meine Aufmerksamkeit Ihnen zugewendet, indem ich dies that, handelte ich im Auftrage eines Unglücklichen, dessen treuer Diener ich einst war, der mich mit Wohlthaten über-

häufte, und dem ich dafür zum höchsten Danke verpflichtet bin, daher ich ihm auch noch jetzt diene, wo ich nur kann und wenn er es wünscht. In früheren Jahren hatte ich zwar einige Male Gelegenheit gehabt, mich Ihnen zu nähern, allein der Wille meines Herrn Wohlthäters war es, der mir verbot, Sie anzusprechen, bevor Sie Ihr fünfzehntes Lebensjahr erreicht haben würden, den Knaben wollte er nicht in das Unglück seiner Mutter einweihen, nicht in ein Geheimniß, welches vielleicht ein Verbrechen seiner Verwandten einschließt.

Sie können sich leicht vorstellen, werther Freund, daß diese Sprache meine ganze Aufmerksamkeit erregte, und mein Interesse in einem hohen Grade in Anspruch nahm.

Ich befand mich bereits in dem Alter, wo man in Wirklichkeit fähig ist, dem Ernst des Lebens ins Antlitz zu schauen, besonders wenn eine wohlmeinende Stimme uns darauf aufmerksam macht; ich war daher ganz Ohr, als der Unbekannte mir eine ausführliche Mittheilung dessen machte, was ich Ihnen eben erzählte, wobei er sich alle Mühe gab, meine Mutter zu entschuldigen, und ihren Fehltritt dem Herzoge als Folge der erzwungenen Heirat mit meinem Vater zuzuschreiben.

Ich erfuhr von dem Unbekannten, daß er damals bei Herrn von Wendheim in Diensten stand, und daß er es war, der meiner Mutter die Nachricht von der Verhaftung des Geliebten überbracht hatte.

Der unglückliche junge Mann wurde in dem Hochverrathsprozesse, der großes Aufsehen erregte und viel von sich sprechen machte, schuldig befunden und zu zwanzigjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Bevor er nach dem ihm bestimmten Straforte abgeführt wurde, gelang es ihm, seinem Diener ein Briefchen zukommen zu lassen, in welchem er ihm seine Wünsche kund gab, die zu erfüllen dieser nicht versäumte. Sein Blick war mit doppelter Aufmerksamkeit auf meine Mutter gerichtet; mit der Rückkehr meines Vaters aus Frankreich begann man sie fast wie eine Gefangene zu behandeln, und

Jener fing an, nicht ohne Unrecht, wie es sich später herausstellte, für sie zu fürchten.

Eines Tages als er wie gewöhnlich Erkundigungen über sie einzog, damals konnte sie noch nicht entbunden haben, erfuhr er, man habe sie auf's Land gebracht.

Wohin? Das wußte Niemand — wenige Tage darauf sprach man schon von ihrem Tode.

Ein schwerer Verdacht bemächtigte sich seiner Seele. Unter der ganzen Dienerschaft des Herzogs war nur der Tod der Marquise bekannt, man hatte demnach ihren Zustand verheimlichet.

Wo war sie gestorben? Wo hatte man sie begraben?

Es hieß auf einem Gute, welches der Herzog unlängst oberhalb Krems gekauft hatte.

Ein erwachter Verdacht veranlaßte den treuen Diener zu häufigeren Nachforschungen; sein Eifer ließ ihn dabei die gewöhnliche Behutsamkeit vergessen, der Herzog mochte davon in Kenntniß gesetzt worden sein, und eines schönen Morgens, es war gerade im Jahre 1797, wo das große Aufgebot verkündet wurde — war er Soldat.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß er diese plötzliche Standesveränderung der Vorsicht meiner Anverwandten zu verdanken hatte.

Von diesem Momente an war seine Thätigkeit gelähmt, er kam zu einem Regimente nach Böhmen und in Folge mehrerer Garnisonswechsel auch nach Josefstadt, wo sich, wie er wußte, sein ehemaliger Herr in Festungshaft befand.

Als Soldat, der bald hier bald dort zur Wache kommandirt wurde, war es ihm nicht schwer, diesen zu sehen und zu sprechen und Herr von Wendheim gerieth über die Nachrichten, die ihm zu Theil wurden, in tiefe Bestürzung, doch verzweifelte er nicht, sondern schrieb seinen Anverwandten, welche seinem ehemaligen Diener den Abschied erwirken mußten, wofür dieser sich verpflichtete, der Marquise und ihrem Kinde nachzuforschen.

Bevor sich die beiden Freunde, denn dies waren sie nun in der That, trennten, entsann sich Herr von Wendheim noch meiner Wenigkeit und rieth seinem Abgesandten auch mich ins Mitleid zu ziehen, da es doch jedem Sohne erwünscht sein müsse, über das Schicksal seiner Mutter genau unterrichtet zu sein.

Sie können sich nun vorstellen, werther Freund, welchen Eindruck damals die Mittheilung Breit's, so nannte sich der ehemalige Diener Wendheim's, bei mir hervorbrachte; er war so mächtig, daß der verabschiedete Soldat mich selbst bat, mich zu fassen, damit meine Unruhe den Verwandten nicht auffalle. Wir verabredeten uns wieder zu treffen und Breit gab mir seine Adresse.

Wenige Wochen darauf gelang es mir, ein Stündchen lang der Aufsicht zu entschlüpfen und ich besuchte Breit. Ich fand ihn schwer erkrankt.

Ich werde für meinen Wohlthäter nichts mehr thun können, klagte er unter Thränen, und Ihnen allein, Herr Marquis bleibt es überlassen, sich über das Schicksal Ihrer armen Mutter Gewißheit zu verschaffen.

Der brave Mann hatte wahr gesprochen; wenige Tage darauf war er verschieden.

Ich stand nun allein im Kreise meiner Familie. Konnte ich, ein fünfzehnjähriger Jüngling, es wagen, dem Vater und dem Herzog gegenüber feindlich aufzutreten? Ich beschloß noch ein paar Jahre abzuwarten, um es dann mit sicherem Erfolge zu thun.

Bald darauf kam die erste Besetzung Wiens durch die Franzosen, die Nähe Napoleon's verleidete meiner Familie den Aufenthalt hier und wir zogen nach Italien, nach Rom. Dort fand ich Sie, dort lernten wir uns kennen, und die Herzen der Jünglinge vereinigten sich in warmer Freundschaft. Was seitdem mit mir geschah, wissen Sie. Ich wünschte den Augenblick herbei, mich von meiner Famile zu trennen. Der Gedanke an das Unglück meiner Mutter hatte Ihnen mein Herz entfremdet, ich konnte sie nicht mehr lieben.

Ludwig XVIII. war kaum das erste Mal in Paris eingezogen, so reiste meine Familie dahin, ich trennte mich von ihr und eilte zu Ihnen nach Berlin, wo Sie sich eben aufhielten. Hier erfuhr ich zuerst Ihr Geheimniß, und von hier aus übernahm ich die Sendung an die Herzogin von Angouleme, deren ungünstigen Erfolg ich von ganzer Seele bedaure. In meiner Familie hat sich während meiner Abwesenheit Vieles geändert. Mein Großvater war gestorben. Mit seinem Tode löste sich das Band, welches die Glieder derselben bis jetzt vereiniget hielt. Ich fühlte von jeher große Scheu mit meinem Vater von meiner unglücklichen Mutter zu sprechen, diesmal wagte ich es. Der Marquis hatte aus meinen ersten Worten kaum errathen, so befahl er mir zu schweigen und rief mir ernst zu:

Wozu diese Erinnerungen? Denk an die Gegenwart und kümmere dich um die Vergangenheit nicht!

Er wollte mich nicht weiter hören und wies mir die Thüre.

Ich wendete mich an den Herzog Remi, den jüngsten Bruder meiner Mutter, und erfuhr von ihm dieselbe Zurückweisung.

Diesem setzte ich jedoch Widerspruch entgegen, was ich dem Vater gegenüber vermied, dessen Alter ich schonen und dessen Heftigkeit ich nicht herausfordern mochte.

Ich begreife den Widerwillen nicht, sagte ich zu ihm, dem ich in meiner Familie begegne, wenn ich von meiner Mutter spreche.

Ihre Mutter, antwortete er mir, ist seit zwanzig Jahren todt, es ist demnach thöricht von Ihnen, über Dinge Auskunft erhalten zu wollen, die schon längst vergessen sind.

Es ist nicht meine Schuld, erwiderte ich, daß man mich von früher Jugend an über diese Dinge im Dunkeln ließ, es scheint dies nicht ohne Absicht geschehen zu sein.

Was Sie da sagen, Herr Neffe! Meinen Sie wirklich, daß irgend eine Absicht dabei obgewaltet habe?

Der Hohn meines Onkels entflammte meinen Zorn, ich unterdrückte jedoch jede Aufwallung, um mich nicht vorzeitig zu verrathen, und erwiderte:

Ich würde es sonst unbegreiflich finden, warum man vor mir sogar die geweihte Stätte verheimlicht hat, wo die irdischen Ueberreste meiner Mutter ruhen.

Sie haben sich bisher wahrscheinlich nicht darum bekümmert, darum wissen Sie es auch nicht. Die Leiche Ihrer Mutter wurde in der Gruft zu Hohenstein beigesetzt, welches Schloß damals dem Herzog, Ihrem Großvater, zugehörte.

Ich stellte mich, als befriedige diese Angabe mein Verlangen, und berührte den Gegenstand nicht weiter.

Indessen beschleunigte ich meine Abreise, und beschloß auf dem Rückwege meine Route so zu wählen, daß ich in die Nähe des Waldviertels kam, wo Schloß Hohenstein liegt. Mein Plan war bereits gefaßt, und ihn jetzt auszuführen soll meine Sorge sein.

Darf ich wissen, was Sie zu thun gesonnen sind? fragte Karl Ludwig.

Der Marquis rückte dem Herzog näher und sagte im Tone des höchsten Vertrauens:

So wie Sie vor mir, so habe ich auch vor Ihnen kein Geheimniß, darum hören Sie: Mein Entschluß geht dahin, mich vorerst zu überzeugen, ob die Leiche meiner Mutter in Wirklichkeit in der Gruft zu Hohenstein ruht.

Sie gedenken also das Grab gerichtlich öffnen zu lassen?

Nein, mein Freund, das gedenke ich nicht zu thun. Noch lebt mein Vater, noch leben die Brüder meiner Mutter, und ich bin nicht gesonnen, die Namen Lointier und L'Espine öffentlich zu brandmarken oder wenigstens einer üblen Nachrede preiszugeben.

Wie aber wollen Sie jetzt nach zwanzig Jahren erkennen, ob die gefundene Leiche wirklich die Ihrer Mutter ist?

Die Verwesung in ausgemauerten Grüften geht viel langsamer vor sich, wie zwischen nackten Erdwänden, doch wenn auch dies nicht wäre, ich würde die Leiche meiner armen

Mutter an dem Haare erkennen, an der Länge des Gerippes; ihr Bild steht noch heute so lebhaft vor meinem Geiste, als ob ich noch nie von ihr getrennt gewesen wäre. Dies Oeffnen der Gruft wird also nicht gerichtlich, sondern heimlich geschehen.

Haben Sie auch bedacht, mein Freund, was Sie dabei wagen?

Im schlimmsten Falle eine Untersuchung; doch wenn man hören wird, daß ich der Sohn jener Frau bin, die in diesem Grabe ruht oder ruhen soll, wenn ich im Falle, daß man mich bei der That ertappt, den Gerichten den Verdacht angebe, der mich zu dieser Untersuchung des Grabes bewog, so wird man mir sicher keine verbrecherische Absicht unterschieben können. Ich habe Alles erwogen, und die ersten Anfänge meines Planes sind auch bereits gemacht.

Schon begonnen?

Eine vorläufige Orientirung, die ein gutes Ergebniß zur Folge hatte. Ich erwähnte früher, daß ich den Weg auf meiner Hieherreise derart wählte, daß ich in die Nähe des Waldviertels kam, ich wollte mir Schloß Hohenstein, wenn auch vor der Hand nur von Außen, besehen. Die dortige Gegend wird aber jetzt durch eine Räuberbande unsicher gemacht, die es besonders auf die Reichen und Vornehmen abgesehen hat. Um nun von dieser Seite sicherer zu sein, um bei meinen Nachforschungen weniger aufzufallen, wählte ich die Maske eines Handwerksburschen, hinter welcher Niemand den Marquis ahnte. Ich durchstreifte die Umgebung des Schlosses, und erkundigte mich um die gegenwärtigen Bewohner desselben. Die meisten Leute, an die ich mich deßhalb wandte, wußten mir wenig Details mitzutheilen, bis ich endlich auf ein altes Mütterchen stieß, welches mir erzählte, der jetzige Besitzer des Schlosses nenne sich Anton Perinell, und habe, wie er angibt, das Schloß von einem französischen Herzog gekauft, der es in den neunziger Jahren zu eigen besaß.

Diese Angabe, setzte die Alte verschmitzt und pfiffig lächelnd hinzu, ist aber nicht wahr; der Herr Anton hat das Schloß nicht gekauft, sondern er erhielt es von selbi-

gem Herzog zum Geschenk; wofür? das mag der liebe Hergott wissen, denn wenn es auch wahr ist, was einige Leute wissen wollen, daß der Herr Anton ein langjähriger treuer Diener des Herzogs war, so pflegt man deßhalb doch nicht einem Bedienten Haus, Grund und Boden zu schenken, dahinter muß also etwas ganz Anderes gesteckt haben, was aber unsereins nicht kümmert.

So die Alte.

Was nun diesen „Anton“ betrifft, so gab es meines Wissens in dem herzoglichen Hause keinen langjährigen Diener dieses Namens; ich entsinne mich jedoch eines Mannes, der täglich in unser Haus kam, meinem Großvater die verschiedensten Aufträge besorgte, von diesem sehr wohl gelitten war, und dessen ganzes Vertrauen besaß, dieser Mann hieß wirklich Anton; ob er und der gegenwärtige Besitzer von Hohenstein, Anton Perinell, ein und dieselbe Person sind, weiß ich in diesem Momente noch nicht gewiß, die Angabe der Alten deutet es jedoch an. Bestätigt sich deren Angabe, dann ist dieser Anton Perinell der Mann, an den ich mich halten werde, um eine Lösung des Geheimnisses zu erhalten. Meine Aufgabe ist vor der Hand, zu erfahren, ob meine Mutter damals eines natürlichen oder eines gewaltsamen Todes starb? Ob man sie wirklich zu Hohenstein oder anderswo begrub? Gelange ich bei dieser Untersuchung einem Betruge auf die Spur, so ist mir dieser das sichere Anzeichen eines damals begangenen Verbrechens, und ich werde dann dieses als Hebel benützen, um zu erfahren, was mit dem Kinde geschah, welches meine Mutter bei ihrem Tode unter dem Herzen trug.

Haben Sie seit dem Tode jenes treuen Dieners über Herrn von Wendheim, dem Geliebten Ihrer Mutter nichts erfahren?

Leider nicht. Es ist mir unbekannt, ob er noch am Leben, oder ob er während der langjährigen Haft gestorben ist? Sollte das Erstere der Fall sein, dann geht seine Strafzeit im nächsten Jahre zu Ende und ich werde bis

dahin in der Lage sein, dem Unglücklichen günstige Ergebnisse meiner Nachforschung mitzutheilen.

Somit, mein Freund, schloß Gabriel die lange Unterredung, haben Sie Alles erfahren, was ich selbst weiß. Jeder von uns hat ein Ziel vorgezeichnet, das er zu erreichen strebt, der Himmel wird uns gnädig sein und unseren gerechten Bestrebungen seinen Beistand nicht entziehen.

Gerecht sind sie, das weiß der Himmel! rief der Herzog der Normandie mit einem feierlichen Tone aus, und indem er den Blick wie flehend zu dem Porträt Ludwig XVI. aufschlug, setzte er hinzu: Du, mein armer unglücklicher Vater, könntest du in diesem Momente wieder aufleben, du würdest ohne zu fragen mich in deine Arme schließen und jeden einen Feind deiner Krone nennen, der es wagte, mich deines väterlichen Schutzes berauben zu wollen!

Nach dieser Rede reichte er dem Marquis die Hand und sagte:

Was aber auch kommen möge, ob Gutes oder Schlimmes, Eines bleibt mir und Ihnen, und dies ist das Bewußtsein — einen treuen Freund zu besitzen!

Der Marquis und der Herzog umarmten sich und Ersterer begab sich in sein Gemach, um sich zum Ausgange anzukleiden.

Kaum eine halbe Stunde später verließ er auch wirklich das Haus auf dem hohen Markte.

Wohin gedachte er sich zu begeben?

Der Leser wird es im nächsten Kapitel erfahren.

Neuntes Kapitel.

Die Thränenweide.

Die Art und Weise wie der Marquis L'Espine im Gasthause zu Stein mit jener Dame, die sich Judith

nannte, bekannt wurde, trug zu sehr das Gepräge eines kleinen Abenteuers, um nicht auch die Spuren zu hinterlassen, welche gewöhnlich die Folgen eines jeden Abenteuers sind, nämlich ein Interesse für jene Person, mit welchen man es erlebt hat.

Dieses Interesse zeigte sich bei Gabriel um so lebhafter, da jene Frau, die er dort zum ersten Male sah, auch sein Wohlgefallen erregte, es machte sich somit eine doppelte Kraft geltend, die den jungen Mann veranlaßte, die Dame in Wien aufzusuchen.

Das war nun keine geringe Aufgabe in einer so großen Stadt eine Person zu erfragen, von der man nichts als den Taufnamen weiß; dazu bedarf es, wenn Einem nicht besondere Mittel zu Gebote stehen, Wochen oder gar Monate — wenn nun dies bei Gabriel nicht eintrat, so verdankte er es nicht etwa einem glücklichen Zufalle, sondern gewissen Verhältnissen, die ihm in diesem Momente freilich noch ein Geheimniß waren.

Zwei Jahre lang hatte der Marquis bereits die ihm wohlbekannte Residenz nach allen Richtungen durchkreuzt, in allen Hotels nachgeforscht und mehrere Kommissionäre ausgesendet, um Dame Judith ausfindig zu machen, allein ein günstiges Ergebniß war nicht erfolgt.

Gabriel wohnte noch bei seinem Freunde und gedachte auch nicht für die kurze Dauer seines Aufenthaltes ein Quartier zu miethen, ihn hielt in Wien nur der Wunsch zurück, die schöne Frau aufzufinden, sich ihr in seiner wahren Gestalt vorzustellen, und die Bekanntschaft mit ihr zu erneuern.

Ueber weitere Schritte in dieser Richtung dachte er in diesem Momente noch nicht, wußte er Judith in Wien, so glaubte er ruhig nach Hohenstein abzureisen, mit ihr im brieflichen Verkehr zu bleiben und nachdem er in Hohenstein sein Ziel erreicht, nach Wien zurückzukehren.

Was er also im Momente fühlte, war eine starke

Neigung für Judith und in Folge deren der Wunsch, mit ihr in Verbindung zu bleiben.

Bevor der Marquis am dritten Tage seiner Anwesenheit in Wien sich anschickte, seine Wohnung zu verlassen und die gestern unterbrochenen Nachforschungen fortzusetzen, begab er sich zum Fenster, welches auf den hohen Markt hinabsah und überflog den Platz, der eben von dem geschäftigen Treiben eines Frühmarktes belebt war. Bei dieser Gelegenheit fiel sein Blick auf eine sehr hübsch gekleidete Frau, die ganz isolirt vor seinem Wohnhause stand und den Blick nach jener Fensterreihe, wo sich auch das seinige befand, gerichtet hatte.

Diese Frau erregte seine Aufmerksamkeit; während einerseits ihre Kleidung für eine gewöhnliche Bürgersfrau zu elegant war, mußte es andererseits auffallen, eine Dame von Stand zu dieser Morgenstunde schon auf der Straße zu finden, der Marquis betrachtete sie daher eine Minute lang und bemerkte, daß auch sie ihn ansah. Ohne die Sache einer größeren Beachtung zu würdigen, verließ er das Fenster und trat etwas später seinen Weg an.

Kaum fünf Minuten gegangen, er befand sich eben auf dem Stefansplatze, wendete er sich zufällig bei Seite, und gewahrte, daß jene Frau, die er vom Fenster aus bemerkt hatte, hinter ihm her war.

Es war kein Zweifel, sie folgte ihm.

Der Marquis betrachtete sie jetzt abermals, denn sie folgte ihm hart auf dem Fuße, er konnte sie deutlicher sehen, und überzeugte sich, daß sie, obwohl im Alter schon ein wenig vorgeschritten, sich dennoch eines recht hübschen Aeußeren erfreute.

Diese Wahrnehmung veranlaßte ihn zu einem Lächeln, aus welchem man ohne Mühe die Worte: „Ihre Anstrengungen sind vergeblich, Madame!“ herauslesen konnte.

Als die Frau dieses Lächeln sah, wurde sie glühend roth.

Gabriel wollte seinen Weg fortsetzen, die Dame jedoch

trat auf ihn zu und sagte, indem sie ihre Worte ungewöhnlich rasch heraussprudelte:

Mein werther Herr, ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen, und Sie, so Gott will, kennen mich doch auch nicht, nicht wahr, Sie kennen mich nicht? Und dennoch sind Sie so schonungslos, eine unbekannte Frau zu kränken, eine Frau, die Ihnen in ihrem Leben nichts zu Leide gethan hat . . .

Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen und begann zu weinen.

Madame, erwiderte Gabriel betroffen, ich erinnere mich nicht, Sie durch irgend ein Wort gekränkt zu haben.

Muß man denn gerade sprechen, um einer empfindsamen Frau wehe zu thun; Sie haben gelächelt, glauben Sie, ich habe ihr Lächeln nicht verstanden? O, es ist mir durch's Herz bis in's tiefste Leben gegangen, denn ich bin eine redliche, eine brave Frau . . .

Und sie fing wieder zu weinen an.

Der Marquis schüttelte den Kopf.

Madame, entgegnete er, ich läugne nicht, daß ich so eben in einer Weise gelächelt habe, die für Sie nicht schmeichelhaft sein mag, allein Sie werden zugeben, daß Ihre unaufgeforderte Begleitung, Ihre Fenstermusterung auf dem hohen Markte mir dazu ein gewisses Recht verleihen.

O heilige Aurora, was hab' ich denn damit Unschickliches gethan? Hab' ich die Sitte oder die Ehrbarkeit verletzt? Ist's nicht heller Tag, spazieren nicht unzählige Menschen an der Straße? Es ist wahr, ich habe nach jenen Fenstern gespäht, das hat aber seinen Grund; es ist ferner wahr, daß ich mir die Freiheit nahm, Ihnen zu folgen, allein auch das hat seinen Grund, muß ich aber deßhalb eine leichtsinnige, zweideutige Person sein? Müssen Sie mir deßhalb zulächeln, daß es mir durch Mark und Knochen geht? Mir einer redlichen, braven Frau, die . . . die . . .

Und sie fing abermals zu weinen an.

Man darf nicht vergessen, daß die Scene auf dem Stephansplatze vor sich ging, wo die Frequenz eine starke ist und wo sie mithin nicht unbemerkt bleiben konnte.

Der Marquis, der nicht mit Unrecht der Gegenstand einer vielseitigen Aufmerksamkeit zu werden befürchtete, gerieth wegen stes sonderbaren Benehmens dieser Frau in Zorn und sagte:

Madame, es scheint, daß Sie es darauf angelegt haben Aufsehen zu erregen, ich wünsche diesem zu begegnen und fra.e sie ganz kurz: Was wollen Sie? Warum verfolgen Sie mich?

Die Frau sah ihn unter Thränen mit einem vorwurfsvollen Blicke an, kehrte ihm den Rücken und entfernte sich quer über den Platz.

Der Marquis sah ihr jetzt verwundert nach. Das hatte er nicht erwartet. Sein Zorn schwand, seine Neugierde gewann die Oberhand.

Was konnte diese Frau zu diesem sonderbaren Benehmen veranlassen? Warum hatte sie vorhin die Fenster gemustert? Warum folgte sie ihm jetzt? Wozu die Komödie mit den Thränen? Und woher jetzt auf einmal die übergroße Empfindlichkeit?

Gabriel wollte die räthselhafte Frau näher kennen lernen und eilte ihr nach.

Madame, sprach er sie an, ich bitte mich ein wenig anzuhören.

Die Frau antwortete nicht, sondern ging ihres Weges.

Gabriel heftete sich an ihre Seite und fuhr fort:

Sie sagten vorhin, daß Sie für ihr auffälliges Benehmen Gründe hätten, darf man diese Gründe wissen?

Warum nicht, erwiderte jetzt die Dame, obwohl Sie nicht verdienen, daß ich Ihnen Rede stehe. Was habe ich Ihnen zu Leide gethan? Nichts! Wußte Jemand, daß ich Ihnen folge? Nein! Konnte mein Benehmen Sie beleidigen? Nimmermehr! Und dennoch haben Sie mich gekränkt, verletzt, tief verletzt, mich, eine brave, redliche Frau ....

Sie fing wieder zu schluchzen an.

Es war merkwürdig, sobald diese Frau auf die Betheuerung kam, daß sie brav und redlich sei, strömten ihr die Thränen in die Augen.

Um Himmelswillen, Madame, ich bitte Sie nicht zu weinen, sondern zu sprechen.

Was soll ich denn sprechen?

Sagen Sie mir, warum Sie mir gefolgt sind?

Weil Sie in der zweiten Etage jenes Hauses am hohen Markte wohnen.

Jenes Haus interessirt Sie also?

O nein, das Haus nicht, sondern nur die zweite Etage.

Kennen Sie mich, Madame?

Ich habe nicht die Ehre.

Und Sie sind mir dennoch gefolgt?

Weil ich Sie für Denjenigen halte, der jene Etage bewohnt.

Sie sind im Irrthum, Madame, ich bin ein Fremder, ich bewohne jene Etage nicht für gewöhnlich, sondern bin nur seit zwei Tagen ein Gast jenes Herrn.

Die Frau sah jetzt Gabriel aufmerksam an und sagte:

Dann muß ich Sie tausendmal um Verzeihung bitten, ach, mein Herr, es thut mir wirklich leid, Sie erzürnt zu haben, Sie scheinen ein braver, guter Herr, allein auch ich bin eine brave, ehrliche Frau.

Entsetzlich, Madame, eief jetzt der Marquis neuerdings verwundert, sagen Sie mir nur, warum weinen Sie denn schon wieder?

Ich kann nicht dafür, ich muß weinen, die Thränen erleichtern mein Herz, sie sind ein Labsal für meine Seele.

Gabriel fing an zu glauben, daß die Thränen dieser Frau nicht Verstellung seien, sondern die Folge einer merkwürdigen Organisation; er meinte eine jener eigenthümlichen Frauen vor sich zu haben, die unter den Menschen das sind, was die Thränenweiden unter den Bäumen.

Sie hielten mich also für den Herrn, der die zweite Etage des bewußten Hauses für gewöhnlich bewohnt?

Ja!

Kennen Sie jenen Herrn?

Ich kenne ihn nicht und habe ihn noch nicht gesehen, trotzdem aber flößt er mir so großes Interesse ein; ich bitte Sie, mein Herr, dieses Wort nicht wieder zu mißdeuten, daß ich es der Mühe werth finde ihm zu folgen, um ihn länger und genauer betrachten zu können.

Diese Frau scheint die hohe Abstammung meines Freundes zu kennen, dachte Gabriel, und ich fange an, ihr Benehmen zu begreifen.

Dann sagte er laut:

Sind Sie eine Französin, Madame?

Ich bin eine Wienerin.

Woher rührt also Ihre Theilnahme für jenen Herrn?

Er verdient die Theilnahme Aller, denn sein Unglück ist groß. Außerdem dürfen Sie nicht vergessen, mein Herr, daß, um mit jenem Unglücklichen Mitleid zu haben, man eben nicht eine Französin sein muß; war seine königliche Mutter, eine Märtyrin ihrer hohen Würde, Marie Antoinette, war sie nicht eine Oesterreicherin, eine Schwester unsers Kaiser Josef? . . .

Sie fing abermals zu weinen an.

Diesmal verzieh ihr der Marquis die Thränen und sagte:

Ihre Theilnahme, Madame, freut mich, denn jener Herr, ich kann es Ihnen schon gestehen, jener unglückliche Herzog ist mein Freund!

Ihr Freund, rief die Elegante auf's Höchste überrascht, ist's möglich? Doch wie kann ich nur zweifeln? Ich hätt' es ja auf den ersten Anblick hin errathen sollen, daß auch Sie einem königlichen Hause . . .

Gabriel unterbrach sie: Sie gehen zu weit, Madame, ich bin nur Marquis, mein Name ist Gabriel L'Espine. —

Die Dame nickte freundlich mit dem Kopfe und erwiderte:

Da Sie mir Ihren Namen nannten, so verlangt die Höflichkeit, daß ich Ihnen auch den meinigen bekannt gebe. Ich heiße — Judith.

Judith? rief jetzt Gabriel betroffen und fuhr zwei Schritte zurück.

Ach, heilige Aurora, wie haben Sie mich erschreckt!

Finden Sie meinen Namen so furchtbar? Oder dachten Sie bei der Judith an den Holofernes? Ich schwöre Ihnen, Herr Marquis, daß in meiner ganzen Familie noch keine Frau einem Manne etwas zu Leide gethan hat . . .

Sagen Sie mir, Madame, unterbrach sie Gabriel, haben Sie weibliche Anverwandte?

Blos eine Cousine, sie heißt gerade so wie ich, sie ist Judith I. und ich bin Judith II.

Ihre Cousine war von hier abwesend . . .

Sie wissen?

Kehrte jedoch gestern oder vorgestern von der Reise zurück.

Ach, Herr Marquis, wie genau Sie von Allem unterrichtet sind!

Ihre Cousine übernachtete zuletzt in Stein, wo ein Abenteuerer . . .

Sie machen mir bange, mein Herr! Sind Sie wirklich ein Marquis?

Führen Sie mich in Ihre Wohnung und Sie sollen die Ueberzeugung gewinnen, daß ich nicht lüge.

Die Dame beschleunigte ihren Gang in dem Maße, daß Gabriel Mühe hatte, mit ihr gleichen Schritt zu halten.

Auf der Seilerstätte verschwanden Beide in eines der damals hübschesten Häuser.

Zehntes Kapitel.

Judith I. und Gabriel.

Gabriel L'Espine, von Judith II. geleitet, trat in die Gemächer des ersten Stockwerkes, welche mit einer Pracht und einem Aufwande eingerichtet waren, wie man es sonst nur in fürstlichen Häusern zu treffen pflegt.

Spiegelglatte Parketten, die Wände mit Kunstwerken der Malerei übersäet, die Möbel durchgehends von Mahagoni, die Spiegel von feinstem venetianischen Glase, die Vorhänge von schwerem Atlas, kurz Alles, was das Auge erblickte, trug das Gepräge der Kostbarkeit und zeugte von dem Aufwande und Reichthum des Besitzers.

Der Marquis, obwohl Luxus und Eleganz ihm keine seltenen Erscheinungen waren, war doch angenehm überrascht, als er den Fuß über die Schwelle dieser Wohnung setzte.

Judith II., welcher dies nicht entging, brach in ein munteres Lachen aus und sagte:

Bitte, Herr Marquis, spazieren Sie nur weiter, geniren Sie sich nicht, lassen Sie sich nieder und verzeihen Sie, daß ich mich nur auf eine Minute entferne, um meine Cousine zu holen.

Nach diesen Worten lachte sie wieder, hüpfte in eines der Nebengemächer und verschwand durch eine Spiegelthüre.

Gabriel bemerkte zu seinem großen Mißvergnügen, daß diese Dame zu Hause eben so leidenschaftlich lachte, als sie auf der Straße geweint hatte.

Wenn diese Person keine Närrin ist, dachte er, dann ist sie eine höchst ungefährliche Betrügerin, denn um dergleichen plumpe Kniffe zu durchschauen, bedarf es kaum eines gesunden Menschenverstandes.

Während der Marquis allein blieb, war seine Begleiterin in ein Kabinet getreten, wo eine Dame ihr rasch entgegentrat.

Nun, was ist's, fragte diese hastig, haben Sie den Herzog gesehen?

Den Herzog sah ich nicht, dafür aber einen Herrn, der seit zwei Tagen sein Gast ist und bei ihm wohnt.

Wer ist dieser Herr?

Er nennt sich Marquis L'Espine, ist ein Freund des Herzogs, und Sie können ihn benützen, um durch ihn Ihren Zweck zu erreichen. Der junge Kavalier scheint Sie zu kennen.

Die Dame winkte der andern, zurück zu bleiben und begab sich hinaus

Der Marquis wurde freudig erregt, als er seine Unbekannte aus dem Gasthause von Stein vor sich sah.

Die Dame, im Gegentheil, war betroffen und überrascht.

Gnädige Frau, ergriff Gabriel das Wort, ich verdanke einem günstigen Zufall das Glück, Sie gefunden zu haben. Seit zwei Tagen suche ich Sie vergebens und jetzt steh' ich, wie von einem süßen Traum befangen, auf einmal vor Ihnen; wie dies kam, mag Ihnen Ihre Frau Cousine erzählen, mir gönnen Sie nur die Freude des Wiedersehens ausdrücken zu dürfen.

Mein Herr, Sie erlauben wohl, daß ich mich von meinem Staunen erhole; die Art, wie Sie in Stein von mir sich trennten, war so außergewöhnlich, daß ich einen weiteren Besuch von Ihnen nicht erwartete. Ich war in der Aufregung jener Situation so schwach, Sie einen Moment lang für den fürchterlichen Räuber zu halten, ich schäme mich jetzt meines Irrthums, obwohl mir Ihr Inkognito in Stein noch immer nicht enträthselt ist, oder — setzte sie etwas boshaft hinzu — ist vielleicht Ihre heutige Erscheinung eine neue Maske?

Gabriel lächelte.

Heute, gab er zur Antwort, bin ich wirklich der, der ich scheine, der Marquis L'Espine. Angelegenheiten sehr wichtiger Natur nöthigten mich, die Gegend oberhalb Krems zu durchreisen, und die dortige Unsicherheit ist der Grund des

gewählten Inkognito's; dieses Inkognito war die Ursache jener Aengstlichkeit, die mich befiel, als ich hörte, man suche den Räuber Grasel, der sich verkappt in demselben Gasthofe eingeschlichen hatte. Wären die Häscher meiner habhaft geworden, so hatte ich eine lästige Untersuchung zu befürchten, und ich wäre, um mich zu rechtfertigen, gezwungen gewesen, den Grund meines Inkognito's anzugeben, was meinen ganzen Plan durchkreuzt haben würde; um dem auszuweichen, ergriff ich lieber die Flucht, welche, Dank einer offen gewesenen Bodenkammer, vollkommen gelang; daß ich meine Maske auch Ihnen gegenüber nicht fallen ließ, lag zum Theil in einer momentanen Laune, zum Theil aber in dem Umstande, daß auch Sie mir gegenüber eine Zurückhaltung beobachteten, die mich keineswegs angenehm berührte.

Ei, Herr Marquis, hatte ich Sie vielleicht schon bei unserem ersten Zusammentreffen mit allen meinen Verhältnissen bekannt machen sollen?

Ihre Cousine war jedenfalls mittheilsamer.

Meine Cousine Aurora ist ein Schelm, die es recht gut versteht, eine ihr aufgegebene Rolle durchzuführen.

Es scheint dies wirklich der Fall gewesen zu sein, versetzte Gabriel, sie sagte mir unter Anderem, daß sie Judith hieße.

Wirklich? Judith? Ha ha ha! Nun hören Sie mich an. Ich will Ihnen Alles erklären, Herr Marquis, nahm jetzt die Dame mit einer bewunderungswerthen Fassung das Wort, was Sie mit Aurora erlebten, war ein Scherz, den ich erfand, Sie für Ihr Inkognito in Stein zu bestrafen. Auch ich habe mich nach Ihnen erkundigt und war glücklicher als Sie, denn ich erfuhr, daß Sie Ihre Wohnung bei einem Freunde nahmen, der Karl Ludwig heißt und sich für den Herzog der Normandie hält. Ich beauftragte Aurora, Ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und Sie hieher zu bringen, wie die gegenwärtige Scene beweist, hat sie ihre Aufgabe gut gelöst.

Die Aufmerksamkeit Ihrer Cousine galt also nicht meinem Freunde?

Bewahre! was kümmert uns jener Herr? Uns ist es sehr gleichgiltig, ob er wirklich Ludwig der XVII. ist oder nicht; daß er es zu sein glaubt, wissen wir von einer Dame, die einige Male Gelegenheit hatte, mit ihm zusammen zu treffen.

Der Marquis überflog die mit Aurora erlebte Scene in Gedanken, und glaubte zu erkennen, daß sie in Wirklichkeit angelegt war, um ihn hieher zu locken, was ihn eben so erfreute, als es seiner Eitelkeit schmeichelte.

Und nun. mein Herr, sagte Judith freundlich, machen wir den Erklärungen ein En e; lassen Sie sich gefälligst nieder und nehmen Sie mein Bekenntniß hin, daß Sie mir herzlich willkommen sind.

Gabriel dankte für das freundliche Entgegenkommen und beeilte sich, das Anerbieten anzunehmen. Die Unterhaltung dauerte mit vieler Lebhaftigkeit fort.

Der Marquis, gewonnen durch die Zuvorkommenheit der Dame, geblendet durch die ungezwungene Laune, mit welcher sie das Gespräch zu würzen verstand, dachte nicht daran, Judith zu Mittheilungen über ihre Person aufzufordern, sondern genoß die Reize des Augenblicks, ohne sie durch Betrachtungen zu verkümmern.

Wo beide Theile von gleichem Wunsche beseelt sind, ist eine Bekanntschaft, sobald der erste Schritt geschehen, gar leicht gemacht — Gabriel ging und kam wieder und wieder.

Was er in der Wohnung Judith's sah und hörte, zeugte von einem Aufwande, welcher keinen Verdacht, wenn derselbe auch wirklich erwacht wäre, aufkommen ließ.

Die Damen, von einer zahlreichen Dienerschaft umgeben, schlossen sich von dem Residenzleben ab, für die Nachbarn waren sie Fremde, für Gabriel zwei reiche Erbinnen, die durch eine Testamentsklausel gezwungen waren, den Freuden einer zweiten Ehe zu entsagen.

Diese Verfügung dünkte dem Marquis so merkwürdig, daß er sie seinem Freunde mittheilte, nachdem er ihm sein Abenteuer mit Judith erzählt hatte.

Karl Ludwig hörte gespannt zu und fand das Ganze so originell, daß er die Aeußerung that, es lohne sich der Mühe, diese Damen kennen zu lernen.

Gabriel versprach, ihn bei Gelegenheit dort einzuführen, nur müsse er früher die Erlaubniß der Damen einholen, denn bis jetzt sei er der einzige Mann, den sie empfingen.

Den Marquis drängte die Zeit, er wußte, daß ihm für dieses Mal ein längerer Aufenthalt in Wien nicht gestattet war, wenn er zur Ausführung seines Planes schreiten wollte, er mußte sich daher beeilen, sein Verhältniß zu Judith zu befestigen.

Die Dame, welche wahrscheinlich keine solche Eile hatte, setzte dem Freunde einen zwar sehr liebenswürdigen, aber nichtsdestoweniger entschiedenen Widerstand entgegen.

Sie befragte ihn um den Grund seines auffälligen Drängens und Gabriel nahm keinen Anstand, sie von seiner bevorstehenden Reise in Kenntniß zu setzen, die ihn durch mehrere Wochen von Wien fern halten würde.

In diesem Falle, erwiderte Judith traurig, bleibt mir nichts übrig, als Ihre Rückkehr abzuwarten, und mich während Ihrer Abwesenheit mit den Erinnerungen der angenehmen Stunden zu trösten, die ich mit Ihnen bis jetzt verplaudert habe.

Und warum zögern Sie, meine Freundin, diese Erinnerung noch angenehmer werden zu lassen.

Weil ich meinen Freund erhalten will, antwortete die Dame ernst, und weil mir das jetzige Glück vollkommen genügt. Man muß die Götter nicht versuchen und unbescheiden nach dem Höchsten verlangen, wenn sie Einem mildthätig das Hohe beschieden haben. Mir genügt der Schatten des Baumes, um unter demselben auszuruhen, und ich geize nie nach der Frucht, die an seinen Aesten hängt, am allerwenigsten dann, wenn diese Frucht ihre vollkommene Reife

noch nicht erlangt hat. Darum, mein Freund, reisen Sie mit Gott, kehren Sie mit Gott wieder, und erhalten Sie mir Ihr Leben, Ihr Herz und Ihre Liebe.

Sie traut meiner Beständigkeit nicht, dachte der Marquis, wenn sie sich nach meiner Rückkehr überzeugt haben wird, daß meine Gefühle für sie warm und unverändert geblieben sind, so wird sie milderen Sinnes werden.

Als Gabriel Judith bat, vor seiner Abreise den Herzog der Normandie bei ihr einführen zu dürfen, weigerte sie sich, den Prätendenten zu empfangen.

Sie kennen meine Gleichgiltigkeit in Bezug auf die Stellung dieses Kavaliers, sagte sie, ich trage kein Verlangen ihn zu sehen, noch viel weniger ihn kennen zu lernen, wozu sollte ich mich also um seiner Besuche willen dem Gerede böser Nachbarn aussetzen? Einem Manne zu Liebe, der uns Interesse einflößt, opfert man gerne ein Bischen seines guten Rufes, besonders wenn man mit seinem Gewissen in keine Kollision kommt; bei einem Manne, der uns gleichgiltig ist, wäre ein soches Opfer eine Thorheit.

Gabriel gab sich Mühe, sie eines Anderen zu überreden, und drang so lange in sie, seine Bitte zu gewähren, bis sie ihm endlich erwiderte:

Es sei, ich gestatte Ihnen, Ihren Freund bei uns einzuführen, jedoch darf sein Besuch nicht mir, sondern meiner Cousine gelten.

Damit ist diese widrige Angelegenheit zu Ende gebracht, fuhr Judith fort, und nun lassen Sie uns von etwas Anderem, von etwas Angenehmeren sprechen.

Wovon wünschen Sie, daß wir uns unterhalten?

Von unserer Liebe.

Von unserer Liebe?

Dünkt Ihnen das Thema nicht dankbar genug?

O! welche Frage! Ich denke, Sie sollten doch schon die Gefühle, die mich beseelen, genugsam erkannt haben.

Ja, mein Freund, ich habe sie erkannt. und dies gewann Ihnen meine Zuneigung. Warum sollte ich's verhehlen, ich

liebe Sie und sehne mich jetzt schon nach Ihrer Rückkehr, wo Sie Ihre Reise noch gar nicht angetreten haben. Ich weiß, Sie werden sich beeilen, wieder zu kommen, und mir so schnell als möglich die Freude des Beisammenseins mit Ihnen bereiten. Ach, die Winterabende, ohne Sie, werden mir langweilig genug werden, doch hoffe ich, daß Sie nicht die ganzen Wintermonate hindurch ferne bleiben. Für den Frühling habe ich meinen Entschluß bereits gefaßt. Kennen Sie Schönau mit seinem herrlichen Garten, mit seinen Zaubereien und den tausend Ueberraschungen, die er dem Besucher bietet? Ich gedenke, dieses Schönau zu miethen, und dort wollen wir in ländlicher Abgeschiedenheit herrliche Monate verleben. Ach, Gabriel, Sie wissen nicht, wie viel Glück ich für die Zukunft von Ihnen erwarte, darum zittere ich auch vor dem Gedanken, daß Ihre Liebe erlöschen könnte.

Der Marquis ergoß sich in Betheuerungen seiner Beständigkeit, und Judith erwiderte die Liebkosungen, die von seinem überströmenden Gefühle zeugten.

Die Nacht war schon herangekommen, als Gabriel Abschied nahm, wobei er die Geliebte benachrichtigte, daß er morgen, als am Tage vor seiner Abreise, zum Abschiedsbesuche erscheinen und seinen Freund, den Herzog der Normandie, mitbringen werde.

Judith nahm die Kundgebung stillschweigend hin; kaum jedoch hatte sich der Marquis fortbegeben, so rief sie ihre Cousine.

Aurora trat schweigend ein.

Judith bedeutete ihr Platz zu nehmen und sagte dann:

Nun hör' mich an, meine Liebe, mit dem morgigen Tage treten wir in eine neue Phase unserer Bestrebungen.

Gedenkst du vielleicht morgen schon mit dem Marquis deine Verlobung zu feiern?

Davon ist keine Rede.

Keine Rede? Sonderbar! Der junge Mann ist ja ernstlich in dich verliebt.

Meinst du? fragte Judith in einer Weise, welche anzeigte, daß sie die wirkliche Ansicht ihrer Cousine zu erfahren wünsche.

Es gehört kein Scharfsinn dazu, dies zu erkennen.

Das freut mich.

Du sprichst diese Worte mit einem Tone, als ob du eben gesagt hättest: „mich friert!

Deine Bemerkung ist auch richtig; ich fürchte, der Marquis liebt mich zu sehr.

Aurora lachte.

Eine derartige Furcht, sagte sie, dürfte wohl zu den Seltenheiten gehören.

Möglich, allein bei mir ist sie gerechtfertigt. Die Liebe ist ein Band, jedes Band bringt eine gewisse Hemmung der Bewegung mit sich, das Ziel aber, welches ich verfolge, erfordert eine freie Bewegung. Ich fürchte, die Liebe des Marquis wird mir Hindernisse in den Weg legen. Seine Abwesenheit von hier kommt mir indessen erwünscht; gelingt es mir während ihrer Dauer meinen Zweck zu erreichen, dann werde ich auch Mittel finden, zu verhindern, daß er nicht erfahre, was sich hier während dieser Zeit zutrug.

Was mich betrifft, so kannst du auf meine Unterstützung rechnen, sagte Aurora.

Ich bin davon überzeugt, liebe Freundin, und rechne auf dich, so wie du jeder Zeit auf mich zählen kannst. Ich bin leider nicht in der Lage, dir das Ziel, welches ich verfolge, mitzutheilen, denn das Geheimniß gehört nicht mir allein; ich will dir jedoch den Gedanken meiner Aufgabe enthüllen, damit du die Richtung kennst, nach welcher wir steuern müssen! Meine Aufgabe ist, den Herzog zu gewinnen, ohne den Marquis zu verlieren.

Ich begreife jetzt, warum du eine zu große Liebe des Marquis fürchtest, dir wäre seine Eifersucht lästig.

So ist es; er scheint indessen zu dieser Leidenschaft nicht zu inkliniren, sonst würde er nicht selbst in mich gedrungen haben, den Herzog bei mir einzuführen. Letzteres

wird schon morgen geschehen, und es ist nothwendig, daß wir uns über das Benehmen besprechen, welches wir diesem Manne gegenüber einhalten, denn er muß ganz anders behandelt werden wie der Marquis. Vor Allem gilt es gegenüber dem Sprossen der Baurbonen sehr große Religiosität zu affektiren; diese darf uns jedoch nicht hindern, anderseits der Liebe ihre unbeschränkte Herrschaft angedeihen zu lassen, und wenn der Herzog ein wirklicher Nachkomme der verschiedenen Ludwige ist, dann muß eine auserlesen besetzte Tafel zu seinen Schwachheiten, und ein Magen, der sehr viel verträgt, zu seinen starken Seiten gehören. Du weißt demnach, woran du dich zu halten hast; Heuchelei, Frivolität und Völlerei, das sind die Haken, nach denen wir die Taue werfen müssen, am das Schiff zu entern. Hast du mich begriffen?

Vortrefflich!

Nun habe die Güte, mich allein zu lassen, ich muß heute noch einen Brief schreiben, der morgen, sobald der Herzog sich entfernt haben wird, zur Post kommt.

Die beiden Cousinen trennten sich.

Der Brief, welchen Judith noch diesen Abend in französischer Sprache schrieb, lautete getreu übersetzt wie folgt:

„Mein Herr!

„Ich zeige Ihnen hiermit meine glückliche Ankunft in „Wien an. Diese erfolgte zwar schon vor mehreren Tagen; „ich beeilte mich jedoch in so lange mit diesem Schreiben „nicht, bis ich in die Lage versetzt wurde, Ihnen etwas von „Belang mitzutheilen. Dies ist nun der Fall.

„Die bewußte Person hält sich noch immer hier auf, „und gedenkt den Winter hier zu verbleiben; in dem Momente, wo ich diesen Brief absende, hat sie ihren ersten Besuch „bei mir abgestattet. Sie werden mit mir ganz zufrieden sein, „wenn Sie hören, daß dies ohne mein Hinzuthun geschah.

„Ich lernte auf der Reise hierher einen jungen Mann, „einen Marquis Gabriel L'Espine kennen, der ein intimer „Freund jener Person ist. Dieser bat mich, seinen Freund

„bei mir einführen zu dürfen, und ich gestattete es erst, „nachdem ich es zum Scheine verweigert hatte.“

„Die mir von Ihnen vorgelegte Frage: ob jene Person „ein Betrüger oder blos ein Betrogener ist, vermag „ich jetzt noch nicht zu beantworten, doch werde ich mich „bemühen, das Vertrauen derselben zu erwerben, um in ihr „Geheimniß so tief als möglich einzudringen.“

„Daß dazu Zeit und Gelegenheit gehören, braucht wohl „nicht erwähnt zu werden, ich bitte daher inständigst, zu „veranlassen, daß mir die hiesige Polizei nicht vorgreife, „wodurch man Gefahr liefe, wohl der Person, aber nicht „ihrer Papiere habhaft zu werden, die sie, wie ich höre, „sicheren, ganz unverdächtigen Händen anvertraut hat. Man „würde durch eine vorzeitige Arretirung nichts gewinnen, „und höchstens ein unnöthiges Aufsehen machen, wobei man „noch den Nachtheil hätte, daß man nicht nur den Zweck, „nämlich eine Enthüllung des Betruges, ganz verfehlte, „sondern daß man der Sache jener Person durch ein ge„wisses Märtyrerthum einen Nimbus verliehe, der sie noch „wichtiger und auffallender hervortreten ließe.“

„Erst wenn meine Mission gelungen ist, wenn dem „Feinde seine Waffen entzogen sind, erst dann ist er un„schädlich und es kann mit ihm nach Belieben verfahren „werden.“

„Ich habe die Ehre zu sein u. s. w.“

Nachdem Judith diesen Brief beendet und aufmerksam durchlesen hatte, schloß und siegelte sie ihn, worauf sie ihn mit der Adresse versah.

Diese lautete an den Polizeiminister Decazes in Paris.

Eilftes Kapitel.

Zwei Kundmachungen.

Samstag, am 15. November 1815, wurden die Leser der „Wiener Zeitung" durch zwei Veröffentlichungen überrascht, die ihren Platz im „Amtsblatte" angewiesen erhielten, und ihn auch in den zwei nächstfolgenden Nummern, nämlich am 15. und am 18. — damals wurde das Amtsblatt nur zweimal wöchentlich beigegeben — behaupteten.

Beide Aktenstücke stehen mit unserer Erzählung im innigem Zusammenhange, wir übergeben daher unseren Lesern die getreuen Kopien derselben. Das erste lautete:

Preis

auf des Raubmörders Grasel Einbringung und Angabe.

Nachdem die bisher angewendeten Mittel den vieler, sehr schwerer Verbrechen durch Thatsachen und durch die Aussagen mehrerer seiner bereits verhafteten Mitschuldigen überwiesenen, als Anführer einer zahlreichen Bande von Dieben und Räubern bekannten Johann Grasel den Händen der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern, ohne Erfolg waren, so ist die Polizei-Ober-Direktion kraft einer allerhöchsten Entschließung befugt und angewiesen, zu verordnen, öffentlich kund zu machen und zu erklären:

1. Wer den Raubmörder Johann Grasel, dessen Personsbeschreibung im Anhange enthalten ist, lebend an das Kriminalgericht des Magistrats der Haupt- und Residenzstadt Wien, oder an ein anderes Kriminalge-

richt hier Landes, einliefert, erhält, wenn er kein Mitschuldiger desselben ist, eine Belohnung von Vier Tausend Gulden W. W. — Wenn seine Einlieferung durch Zusammenwirken mehrerer Personen erfolgt, wird die als Belohnung ausgesprochene Summe von 4000 fl. W. W. unter sie, nach dem Maße des thätigen Antheils, den jede an der zu Standebringung des Verbrechers hatte, vertheilt.

2. Wenn einer der Schuldgenossen Grasel's, oder mehrere derselben, seine Verhaftung freiwillig, auf erwähnte Art bewerkstelligen, so ist ihnen Nachsicht der Strafe, und eine Belohnung von Zwei Tausend Gulden W. W. zugesichert.

3. Wer aber uneingedenk seiner Pflicht und seines Gewissens so vermessen ist den Raubmörder Grasel und seine Genossen zu verbergen, ihnen Unterstand und Unterschleif zu geben, Anzeigungen, die ihm in Beziehung auf diesen gefährlichen Menschen bekannt werden, und die zu ihrer Entdeckung führen können, der Obrigkeit verheimlichet, oder auf was immer für eine Art und Weise diesen Verbrechern wissentlich Beistand und Vorschub leistet, hat, auch wenn er sonst keinen Antheil an ihren Verbrechen nahm, die in dem §. 194 des Gesetzes über Verbrechen ausgesprochene Strafe des schweren Kerkers von 3 bis 5 Jahren zu erwarten. — Eben so wird

4. auch Derjenige, welcher den Behörden und Obrigkeiten bei den Anordnungen, die sie zur Entdeckung und Gefangennehmung Grasel's zu treffen für nothwendig finden, vorsätzlich oder aus Nachlässigkeit, nicht Folge leistet oder seinen Beistand verweigert, mit Arrest von Ein bis Zwei Jahren und nach Größe seiner

Schuld, auch noch mit härterer körperlicher Strafe gezüchtigt werden. Da es endlich:

5. auch sich fügen kann, daß Jemand bestimmte Auskünfte und Nachweisungen über den bezeichneten Verbrecher zu geben vermag, ohne in der Lage zu sein, sich seiner zu bemächtigen, so findet sich die hohe Polizeistelle bewogen, demjenigen, der vom Aufenthalte Grasel's den Behörden Nachricht bringt, wenn diese Nachricht zu des Räubers Habhaftwerdung die unmittelbare Veranlassung wird, eine Belohnung von 500 fl. W. W. zu verheißen.

Wien, am 6. November 1815.

Franz Ritter von Siber,
k. k. wirklicher Hofrath und Polizei-Oberdirektor.

Das zweite der Aktenstücke lautet wie folgt:

Personsbeschreibung

des höchst gefährlichen Raubmörders

Johann Georg Grasel

(aus den Verhören seiner verhafteten Raubgenossen genommen).

Nach der Schilderung einiger seiner verhafteten Mitschuldigen ist J. G. Grasel 22 Jahre alt, großer, schlanker Statur, hat ein längliches, mehr mageres als fettes Gesicht, von gesunder Farbe, mit wenigen Blatternarben und Sommersprossen, graue Augen, eine längliche, gespitzte, etwas links gebogene Nase, die Unterlippe kennbar stärker, als die obere, kleine, weiße, etwas von einander stehende Zähne, dunkelbraune, kurz geschnittene Haare, derlei schwache Augenbrauen, und schwachen, unter das Kinn gewachsenen Backenbart, unter dem rechten Ohr eine Schramme, die quer gegen die Wange läuft und den kleinen Finger an der rechten Hand krumm und rückwärts gebogen. Seine Kleidungsstücke können nicht angegeben werden, da er sie oft wechselt, und nach den Umständen, und wie es ihm zu seinem Vorhaben passend scheint, ändert. Gewöhnlich soll er sich für einen Pferdehändler, Viehhändler, Schweinhändler u. dgl. ausgeben, nach Art der Leute dieser Hanthierungen auch gekleidet sein und einen silbernen, gedrehten, auch einen Reifring an der rechten Hand tragen.

Er legt sich auch den Namen Franz Schönauer, Frei, Fleischmann u. s. w. bei; seine Raubgenossen nennen ihn den großen Hansjörg, auch den Niklo (Nikolaus).

Er spricht geschwind deutsch, auch böhmisch und ist sehr kühn, unternehmend, stark und gewandt; sein Betragen unter fremden Leuten ist aufgeweckt und fröhlich; er

liebt insbesondere Frauenzimmer und den Tanz; unter seinen Raubgenossen ist er äußerst streng und bei Einbrüchen durch Mauern, Thüren, Fenster, Schlösser aller Art sehr geschickt; er hat sehr viel Muth; obschon er weder lesen noch schreiben kann, so hat er doch einen sehr guten Kopf und vergißt nicht leicht etwas.

Er trägt gewöhnlich Pistolen, Terzerole, Messer und ein Stilet bei sich und hält sich meistens in Wäldern und abgelegenen Wasenmeistereien auf.

Nach den Angaben Anderer hat Grasel braune Augen, dunkle, in einen Kakadu geschnittene Haare, die er vorne in gedrehten Schnecken bis über die Augen hängen läßt, ein mageres, blasses Gesicht, eine breite, gestumpfte, etwas aufwärts stehende Nase, und an der rechten Ohrseite einen verharschten Biß, der wie eine Bohne aussieht.

Ende des ersten Theiles.

Pränumerations-Einladung

auf die

in Wien erscheinende Wochenschrift:

Breier's

Roman- und Erzählungs-Kabinet.

Der Zweck dieser Wochenschrift ist, dem geehrten Lese-Publikum, eine überaus unterhaltende und theilweise auch belehrende Bibliothek auf die billigste und bequemste Weise zu verschaffen, indem die Herausgabe mittelst regelmäßig erscheinenden Wochenheften alle Samstag, zu 96 Oktavseiten, in farbigem Umschlage erfolgt, und zwar zu dem unerhört billigen Preis:

Für Wien:	Für Auswärts:
per Quartal . . 1 fl. 85 kr.	per Quartal . . 2 fl. 30 kr.
Für die Monate	Für die Monate
November u. Dezemb. 1 fl. 25 kr.	November u. Dezemb. 1 fl. 50 kr.
Das einzelne Heft **16** Nkr.	Das einzelne Heft **20** Nkr.

Für diese geringe Ausgabe erhält man in einem Jahre 312 Druckbogen der amüsantesten Lektüre, und da der rühmlichst bekannte Verfasser meistens nur historische Stoffe mit seiner ihm eigenthümlichen lebensfrischen Erzählungsweise zu moralisch-tendenziösen Erzählungen benützt, so ist sein Roman-Kabinet auch allen Familienkreisen auf das Beste zu empfehlen.

Die Administration,

Wien, innere Stadt, große Schulenstraße Nr. 858.

Den Herren Postexpedienten, Briefträgern, so wie allen P. T. Abonnenten, welche aus ihren Bekannten-Kreisen ein Abonnement auf 10 Exemplare einsenden, wird auf Verlangen ein Freiexemplar zugesendet.

Die Herren Buchhändler und Buchbinder, welche sich in den Provinzen mit dem Vertrieb befassen wollen, werden ersucht sich an die obige Administration zu wenden.

Beschmutzte und aufgeschnittene Exemplare werden nicht retour genommen.